

Die Enthüllung des Kriegs

30 Jahre Widerstand gegen Grenzen, Hass und Krieg

Eine letzte Reise mit dem armenischen Friedensaktivisten
Georgi Vanyan

Lea Suter, Armenien, Juli 2021

Der Krieg gegen Frieden

Aufgefallen ist mir Georgi Vanyan über einen Facebook-Post. Darin rief der 57-jährige Armenier die Regierungen Armeniens und Aserbaidshans zur sofortigen Beendigung des Krieges auf. Nur wenig später erhält er dafür von den armenischen Behörden die Aufforderung den Post zu löschen und eine Busse in der Höhe von bis zu 1500 USD zu zahlen, was mehr als einem Drittel des Preises entspricht, den Vanyan für sein Haus bezahlt hatte.

Wenige Tage später: Kriegsende. Ein zerstörerischer, 44 Tage dauernder opferreicher Krieg nach 26 Jahren Nicht-Krieg und den vielseitigen Bemühungen eine erneute Gewalteskalation zu verhindern. Die Busse für den Aufruf zu Frieden bleibt bestehen. Sie wird um weitere 700 USD erhöht. Am FB-Post scheint sich nichts zu ändern, er ist nach wie vor online, mittlerweile tausende Male geteilt.

Als sich ein halbes Jahr später die Möglichkeit auftut, Georgi Vanyan zu besuchen, packe ich die Gelegenheit ohne zu wissen, dass es die letzte sein wird. Ich bin schon auf dem Sprung, als mich ein Telefonanruf erreicht. Es ist E., er wolle mir unbedingt ein Gepäckstück für Georgi Vanyan mitgeben. Von einer wildfremden

Person einen Koffer mit ins Flugzeug nehmen, von einem Aserbaidshaner für einen Armenier? Klingt nach einem schlechten Film. Doch E. ist schon unterwegs von Genf nach Thun. Bevor ich entscheiden kann, ob ich seine Geschichte kennen will, erzählt er atemlos und pausenlos über Verfolgung, Flucht, viel Glück im übermässigen Unglück, von Freunden im Gefängnis unter Folter und davon dass seine Mutter, davon muss man ausgehen, seinetwegen totgeschlagen wurde, während oder weil er sich im Ausland in Sicherheit brachte. Noch bevor ich mich ins Flugzeug setze, bricht der Kaukasus in seinen grauenerregendsten Schattierungen zu mir herein, in meine vier Wände, in meinen Alltag, in mein Land.

Der Koffer kommt mit.

Im Land der Grenzen

Ich besuche Georgi Vanyan an seinem Wohnort, ein Dorf im Norden des Landes, eine knappe Stunde von der Grenze zu Georgien entfernt und nur vier Kilometer von der Grenze zu Aserbaidshans. Ein Dorf also, das permanent im Schussfeld der aserbaidshansischen Armee ist. Eingebettet zwischen armenischen Grenzposten, die ihrerseits die andere Seite belauern. Eines der vielen Grenzdörfer, wo die ärmste Bevölkerung wohnt, die neben den allgemeinen Entbehrungen jeder Art auch noch in Angst leben muss, in die Schusslinie zu geraten, eine unsichtbare und dennoch jederzeit spürbare Linie, die die Dörfer östlich und westlich der Grenze voneinander trennt und gleichzeitig miteinander verbindet.

Vanyans Haus ist mehr als rudimentär. Er hat es für 4000.- USD erstehen können, weil da niemand leben will und alle froh sind, ihre Häuser los zu werden. Zum Zeitpunkt des Kaufs war das Haus bereits

25 Jahre leer gestanden. Der Betrag war in einer Sammelaktion von Bekannten aus der Friedensarbeit zusammengetragen worden. "Hier entsteht das neue Friedenszentrum", erklärt er mir strahlend und beschreibt was wo entstehen werde. Auch wenn es noch etwas Fantasie braucht. Heute gib es ausser vier Wänden, einem Tisch, einem Bett, einer Kochnische und zwei halbintakten Fenstern nicht viel. Wie sich das im kalten Winter anfühlt, möchte ich nicht wissen. Offenbar kann er die kältesten Nächte bei seinem Bruder verbringen.

Der Balkon hat kein Geländer, dafür eine 180-Grad-Aussicht auf die umliegenden Hügel hin zur Grenze und darüber hinaus zu den aserbaidischen Dörfern und Bergketten. Unweit des Hauses eine Überlandstrasse, die Lebensader, eine der wenigen Strassen, die das Land mit der Aussenwelt verbindet, ein Land, dessen Grenzen im Westen und Osten zu Aserbaidschan und der Türkei seit Jahrzehnten gesperrt sind. Was bleibt ist im Süden eine Berührungsstück von knapp 40 Kilometern mit dem Iran und die nördliche Grenze zu Georgien, die bis kurz vor meiner Ankunft Corona bedingt geschlossen war. Ein Land eingezwängt zwischen Ost und West, Nato und Nicht-Nato, den osmanischen, russischen und persischen Reichen. Gefangen von seiner Vergangenheit von Genozid, Sowjetunion und Arche Noah. Hängengeblieben zwischen dem Gestern und dem Heute, erstarrt zwischen dem Krieg in den 90er Jahren und einem noch nicht errungenen Frieden.

Wir sitzen oft auf dem Boden des unfertigen Balkons, der wie so vieles im Land mitten im Prozess festgefroren ist, unsicher darüber, ob man sich nach vorne oder nach hinten wenden soll. Unsicher, ob man sich im Aufbau oder im Zerfall befindet. Wir sitzen und beobachten, wie die Lastwagen die steilen sich windenden Strassen hoch kriechen und sind froh, dass sie da sind, mindestens ein Zeichen, dass das Land

noch lebt, dass es über diese dünne Nabelschnur eine Verbindung hat zur Welt, eine Verbindung, die für das 30'000-Quadratkilometer-Land so überlebenswichtig ist.

Wir wissen, dass man uns sieht auf diesem Balkon. Wir wissen, dass sie uns sehen von da drüben. In Ihren Visieren. Niemand weiss, wann der nächste Schuss fällt. In zehn Jahren, zwei Monaten oder morgen. Wir leben an der Kippe, wo es nur das Jetzt gibt.

Was bleibt ist der Galgenhumor:

"Ein Japaner, ein Amerikaner und zwei Armenier stehen auf dem Mond und regeln dessen Aufteilung. Der Japaner: "Der Mond gehört uns, wir haben die Technologie entwickelt, um hierher zu gelangen!" Der Amerikaner: "Der Mond gehört uns, wir haben die Technologie finanziert!"

Der Armenier: Zieht seine Knarre, erschießt den zweiten Armenier und schreit: "Der Mond gehört uns, wir haben den höchsten Blutzoll dafür bezahlt!"

Kein Witz für die armenische Öffentlichkeit. Und doch ein Witz, der mich unausgesprochen immer wieder begleitet bei meinen Recherchen und Begegnungen nicht nur in Armenien. In all seiner Bitterkeit. In all seiner Überspitzung. In all seiner Groteske.

Ankunft im Widerspruch der Zeit

Ich war am Tag der vorverschobenen Parlamentswahlen eingereist, mit einem umbuchbaren Ticket. Zu unklar, in welchem Zustand sich das Land am nächsten Morgen befinden wird. Immerhin steht viel auf dem Spiel. Es geht um viel Macht, Vorwürfe und Verantwortung. Wer ist schuld daran, dass der Krieg ausbrach? Und wer, dass Armenien unterlag? Wäre der Krieg zu verhindern oder zu gewinnen gewesen? Das Land erwartet erneute Unruhen.

In der armenischen Hauptstadt bleibt es ruhig. Auf dem Platz der Republik hält der neu bestätigte Premier Minister Nikol Paschinjan seine Siegesrede. Die Menschenmenge jubelt ihrem Nikola zu, dem Oppositionellen und Korruptionskritiker, den die Armenier nur drei Jahre zuvor in der armenischen "Samtenen Revolution" zum neuen Leader gewählt hatten. Paschinjan, der Journalist, der zwei Jahre für seinen Widerstand im Gefängnis sass, der 20 Jahre jünger ist als sein Vorgänger und der mit seinem Vorantreiben des Strassenbaus und seinem Versprechen, das Land aus der Korruption zu führen, die Menschen begeistert. "Sein Sohn fegt in einem Restaurant die Böden!", erklärt mir eine Jerewanerin mit sichtlichem Stolz einen so Volksnahen Premier zu haben. Die gut fünfzig-jährige Frau hatte sich in der Feststimmung auf dem Platz zu mir gesellt und mich begeistert über die Wahlergebnisse stürmisch umarmt.

"Und der Krieg?", frage ich.

"Daran sind die Türken Schuld. Diesmal hat's nicht geklappt, aber das nächste Mal schafft er es."

"Schafft er was?"

"Unser Land zurückzuerobern."

Schon zieht sie mich mit, um mir zwischen flammendem Patriotismus und überschwänglicher Herzlichkeit die schönsten Ecken ihres Jerewans zu zeigen, die schönste Stadt der Welt. Und es braucht nicht viel und ich verfallte dieser 2800-jährigen Stadt, mit ihrem Sommerferien-Flair, einer warmen Nachtbrise, die auch ohne Meer nach Mittelmeer riecht, wo die Menschen im Schlendergang durch die vielen Parks ziehen und die Kinder bis Mitternacht von Kopf bis Fuss durchnässt durch die bunt leuchtenden Springbrunnen tanzen.

Nicht alle sehen Armenien und die Rolle Paschinjans so rosig.

Von vielen Seiten wird Paschinjan verantwortlich gemacht für die schmachliche Niederlage gegen Aserbaidschan. Armenien hat 2020 praktisch sämtliche Territorien, die es seit dem Krieg in den 90er Jahren für sich beansprucht hatten, wieder verloren. Einer, der sein Volk verraten hat. Haben die Menschen ihm so schnell verziehen?

Ich sitze im Zentrum Jerewans in einem der loungigen Cafés neben der Cascade, die zum Genozid-Gedenkmal hochführt. Mir gegenüber eine junge Armenierin.

"Nein verziehen hat man das nicht, aber niemand will dorthin zurück, wo wir vor 2018, also vor Paschinjan, waren."

Die Historikerin ist überzeugt, dass gerade Paschinjan – vielleicht als einziger in der armenischen Geschichte - die notwendige Legitimität gehabt hätte, seinem Volk zu erklären, dass die besetzten Gebiete an

Aserbaidshen zurückgegeben werden müssen, um einen Krieg zu verhindern.

"Dann war der Krieg vermeidbar?"

"Absolut. Armenien hatte zu jedem Zeitpunkt die Möglichkeit, den Krieg zu beenden."

Die Wahlen seien das deutlichste Zeichen dafür. Paschinjan hätte Angst gehabt, dass er als Verräter dastehen würde, wenn er die Gebiete verliert. Heute hat er sowohl das Gebiet verloren als auch viel zu viele Leben geopfert. Wenn das Volk noch heute hinter ihm steht, wie die Wahlen zeigen, wäre es vor dem Krieg im letzten September, als es erst um die Abgabe der Gebiete nicht aber den Verlust der vielen Menschenleben ging, auch hinter ihm gestanden.

Mit dieser Einschätzung ist sie nicht alleine. Aber sie ist gefährlich. Niemand will hören, dass der Krieg vermeidbar, dass die vielen Menschenleben "umsonst" geopfert wurden. Sie hat für einen entsprechenden Kommentar bereits Probleme an der Uni gekriegt. Bei einer repressiveren Regierung, wie z.B. der "Karabach-Clan", der vor Paschinjan an der Macht war und diese in den aktuellen Wahlen zurückerobern wollte, wäre sie schon hinter Gitter, ist sie überzeugt. Sie habe die Wahlergebnisse auf gepackten Koffern abgewartet.

Leben im Widerstand

Die Einschätzung teilt auch Georgi Vanyan und macht im Gegensatz zu den meisten Mitbürgern kein Geheimnis daraus. Er ist von seinen 58 Lebensjahren 30 Jahre im Widerstand. Dafür zahlt er einen Preis.

Den Preis der Verfolgung, der Morddrohung und der Verbannung im eigenen Land. Seit 2017 ist er arbeitslos, sämtliche Projekte wurden blockiert, ihn anzustellen sei indirekt verboten. Wer es dennoch versucht, ihn unterstützt, ihm einen Wohnort oder eine Stelle anbietet werde selbst bedroht, so Vanyan. Als er obdachlos war, bot ihm ein Freund aus der Diaspora seine Wohnung an, bis dass der Druck auf dessen noch in Armenien lebende Familien zu gross wurde. Ein anderer Gutgewillter lieferte ihm Steine für den Hausumbau, kurze Zeit später landete er unter sonderbaren Vorwänden für zwei Jahre im Gefängnis und sein Geschäft wurde für Bankrott erklärt, erzählt mir Vanyan während er die Hasen füttert und auf die Mauer beim Eingangstor zeigt, die aus unterschiedlichen Steinen gebaut ist.

Georgi Vanyan hat es sich zum Ziel gemacht, das "wahre Gesicht des Konflikts" zu enthüllen. Er sieht den Konflikt als Vorwand, der jederzeit, zu jeder Frage aus der Schublade gezogen wird. "Natürlich werden wir uns um die Infrastruktur, die Wirtschaft, um die Bildung, um die Renten, um das Gesundheitswesen, um Frauenrechte, um alles kümmern, aber zuerst müssen wir die nationale Sicherheit sicherstellen, das werden Sie doch verstehen!" Zuerst der Konflikt und dann alles andere. Die Frage ist nur, wann das "Danach" eintreffen wird. Der Interessenskonflikt ist immens, anders kann man sich nicht erklären, dass in den jahrzehntelangen Gesprächen seit dem Waffenstillstand 1994 kein Frieden geschlossen werden konnte. Noch schlimmer: ein neuer Krieg wurde nicht verhindert.

Wir packen den Koffer aus, den mir E. mitgegeben hatte. Eine Kamera, Studiolicht, ein Aufnahmegerät, ein Stativ und ein paar Hemden. Vanyan und er haben anfangs 2021 einen Youtube-Kanal kreiert. Sie beide, ein Armenier und ein Aserbaidshaner, sind die Gastgeber und sprechen mit unterschiedlichsten Gästen beider

Seiten über den zweiten Bergkarabachkrieg und mögliche Ausweg aus dem Konflikt. Georgi Vanyan ist darin bei schlechtem Licht und mässiger Bildqualität, in Winterjacke und vor der unfertigen Hausinnenwand zu sehen. E. wollte mit dem secondhand Studiomaterial einen professionelleren Auftritt ermöglichen. Vanyan ist noch nicht überzeugt. Er schliesst den Koffer hastig wieder, als wäre das Videomaterial ansteckend. So technisches Zeugs stresse ihn. Aber wenn er damit seinem Freund eine Freude machen könne, dann werde er es vielleicht ausprobieren.

20 Quadratmeter Frieden

"Heute haben wir Wasser", verkündet Georgi mit dem Schlauch in der Hand hinter seinen Tomaten hervor. Wasser gibt es alle zwei Tage für zwei Stunden. Sollte es zumindest. Kann auch mal eine Viertelstunde sein oder ganz ausfallen. Man ist ausgeliefert, hat keinerlei Einfluss. Es bleibt nur die Hoffnung, dass es für die Bewässerung des so dringlich gebrauchten Selbstanbaus ausreicht. Es wird für mich ein Phänomen bleiben, wie Georgi hier überlebt.

Dass ich für meine Recherche bei ihm in seinem Einzimmerhaus wohne, sieht er unproblematisch. Mit Grenzen hätten sie in Armenien Erfahrung. Dazu brauche es wenig Fantasie. Innert wenigen Minuten hat Georgi einen Vorhang gebastelt, der den kleinen Raum diagonal in zwei Teile teilt. "Grenze Armenien-Schweiz", sagt er zufrieden.

Überhaupt ist der Wohnort geprägt von einer tragisch-ironischen Präsenz des Konflikts. Wenn die Toilette, die Wasserpumpe oder der Lichtschalter nicht funktionieren, seufzt Georgi Vanyan: "Immer diese Aserbaidshaner". Eine Anspielung, wie sich die Länder für alles, was nicht funktioniert, die Schuld geben. Später erzählt Vanyan

von einem Dorf, wo man Jahrelang überzeugt war, der Wasserzufluss sei unterbrochen, weil die von der anderen Seite das Wasser abschöpften. Bis man endlich herausfand, dass nur die Leitung kaputt war und das Wasser versickerte. All die Jahre war niemand auf die Idee gekommen, dass das Leitungsproblem an etwas anderem als dem Konflikt liegen könnte.

Die Katze nennen wir Status Quo. Sie gehöre den Nachbarn, aber da sie sich auf Georgi Vanyans Territorium zu Hause fühle, habe man sich auf den von der Katze bestimmten "Status Quo" geeinigt. Eine Anspielung auf die seit Jahrzehnten ungelöste Statusfrage zu Bergkarabach. Die Zugehörigkeit von Bergkarabach, eine mehrheitlich von Armeniern bewohnte Enklave umgeben von aserbaidshanischem Gebiet, ist zwischen Armenien und Aserbaidshan umstritten. Während der Sowjetunion gehörte es zu aserbaidshanischem Staatsgebiet. Nach Ansicht der UNO und Aserbaidshans ist dies noch heute der Fall. Die Region hatte Ende der 80er Jahren, noch vor Ende der Sowjetunion, die Unabhängigkeit von Aserbaidshan und in den 90er Jahren dann den Anschluss an Armenien gefordert. Dieses Begehren und die ethnischen Säuberungen wurden zur Zündung des Krieges zwischen Armenien und Aserbaidshan in den 90er Jahren, der zu über 30'000 Toten und Hunderttausenden Vertriebenen führte und aus dem Armenien als Sieger hervorging. Der Status von Bergkarabach ist auch nach dem Krieg von 2020 ungeklärt.

Genauso präsent im Haus ist der abwesende Hund. Der Hund von Georgi Vanyans Facebook-Profil. Der Hund, der die Schulkinder in die Schule begleitet, sie beschützt habe und der sie sogar zur richtigen Uhrzeit wieder abholte, erzählt Vanyan mit trauriger Stimme. Der Hund, der ihm irgendwo nachgelaufen ist und der so ein wichtiger

Lebensgefährtin wurde, der zu ihm stand und auch ohne Kette bei ihm blieb. Letztes Jahr wurde der Hund erschossen aufgefunden. Für Georgi Vanyan eine weitere, zu deutliche Botschaft, wer das Sagen hat, wer bestimmt, was richtig ist und was falsch und was mit denen passiert, die sich nicht an diesen "Konsens" der Gesellschaft halten. Der Konsens, dass Krieg unumgänglich und dass für das Elend im Land der Türke verantwortlich ist (und nicht der Krieg). Wobei mit "Türke" auch die Aserbajdschaner gemeint sind, ein Sprachgebrauch, der die Überlagerung des heutigen Konflikts mit dem Genozid an den Armeniern vor über 100 Jahren zum Ausdruck bringt.

Georgi Vanyan liebt und verwöhnt seinen launischen Status Quo. Ihr gilt der erste Gedanke am Morgen, noch bevor Vanyan die Zähne putzt. Wovon er selbst sich ernährt, wird mir nicht klar. Er vergisst das Essen immer mal wieder. Einmal insistierte ich um vier Uhr nachmittags, es wäre jetzt wirklich Zeit für Frühstück. Doch ans Wohl der Katze denkt er immer und kann nicht widerstehen ihr irgendwelche Leckerei zu kaufen. Vor der Theke mit frischem Fisch, Fleisch und Käse glänzen seine Augen, er duckt herum wie ein Schuljunge der etwas im Schild führt und sagt dann in entschuldigendem Ton, er bringe es nicht über sich, der Katze diese Freude nicht zu machen.

Status Quo setzt sich oft neben meine Füße, während ich am kleinen blauen Tisch auf dem luftigen Balkon sitze. Es ist der einzige Tisch im Haus, den mir Georgi Vanyan aber sofort zum Schreiben und Recherchieren abgetreten hat, während er sein Ipad auf dem Fenstersims installiert. Einen Computer besitzt er nicht, nicht mehr. Er hatte einmal ein grosses Büro in zentraler Lage in Jerewan. Aber das war früher. Vor alledem.

Ich sitze zwischen Notizen, Computer und Landkarte und versuche, mir einen Reim zu machen aus den vielen Gesprächsfragmenten.

"Gut, dass 'die Behörden' Sie anerkennen", sagt Georgi Vanyan mit Blick auf Status Quo, der sich unter dem Tisch bei meinen Füßen zusammengerollt hat. "Eigentlich hasst die Katze fremde Menschen in ihrem Revier. "

"Ein bisschen Bestechung und vieles wird möglich", steige ich auf sein Spiel ein. Vanyan lacht. "Das hätte ich nicht erwartet von der Schweiz!"

Anti-Bildung

Ein Nachbarsjunge läuft herbei mit einem Brief für Vanyan. Er selbst hat keinen Briefkasten. Er mag Kinder, strahlt als der Junge über das Hasengehege zu uns rüber steigt und albert mit dem Jungen herum. Der Brief ist allerdings weniger erfreulich. Eine erneute Mahnung, seine ständig wachsende Busse für den FB-Post nun endlich zu bezahlen. Noch immer fehlt im Schreiben die Nennung der gesetzlichen Grundlage, auf deren die Busse ausgesprochen wird.

"Hier erhalten Menschen Bussen für Geschwindigkeitsüberschreitung mit dem Auto, auch wenn sie kein Auto besitzen", erklärt Vanyan. "Und das Übelste daran, Menschen bezahlen diese Bussen". Deshalb ist sein Kampf gegen die Facebook-Post Busse mehr als der Versuch, auf sein Recht als Bürger zu bestehen. Die Busse nicht zu bezahlen, bedeutet für ihn, gegen ein System anzukämpfen, das sich in ein Land und seine Gesellschaft eingefressen hat und die Grundpfeiler für Entwicklung und Freiheit aushöhlt.

"Die Korruption hat so vieles zerstört oder verunmöglicht. Nicht zuletzt die Bildung", seufzt Vanyan. Gute Noten, Prüfungsergebnisse, Zugang zu Hochschulen und Diplomen hingen mehr von den Finanzen der Eltern als von der Intelligenz der Kinder ab, beschreibt er die Situation in den 90er Jahren, als er als Lehrer und Schuldirektor arbeitete. Ein systemisches Problem, das gefördert wurde durch die verschwindend kleinen Gehälter der Lehrpersonen. Er habe sich für diverse Reformen eingesetzt, zum Beispiel einen Schulfond, wobei die Gelder der Eltern nicht mehr für die Noten, sondern für die Qualität der Schule und Löhne der Lehrer eingesetzt wurden. Die Bestechungsgelder seien praktisch auf null gesunken. Daraufhin und im Zusammenhang mit anderen "schädlichen Ideen" sei ihm von den lokalen Behörden mit einer Gefängnisstrafe gedroht worden, die dadurch verhindert wurde, dass Eltern und Schüler sich dagegen wehrten. Er war dennoch gezwungen das Schulwesen zu verlassen, erzählt Vanyan auf dem Weg durch die staubige Dorfstrasse.

Wir besuchen die Schule vor Ort, ein sehr dürftiger Bau. Fast alles drin ist von irgendwelchen internationalen Organisationen finanziert. Georgi Vanyan übersetzt einige Verse auf Plakaten an der Wand, in denen armenische Dichter und Helden zur Vernichtung der Türken aufrufen. Der armenische Geschichts- und Literaturunterricht sei durchtränkt von Narrativen, die Hass und Konflikt beflügeln. Vanyan träumt von einem aserbaidzhanisch-armenischen Geschichtslehrmittel, in dem die historischen Ereignisse jeweils aus beiden Perspektiven dargestellt würden.

Wir treffen uns mit A., der in der Schule arbeitet. Er ist sichtbar nervös, schaut die Gesprächspartner kaum an und fixiert seinen Blick

auf seine Hände vor ihm. Er beantwortet höflich die Fragen und betont, dass es die Rolle der Medien wäre, der Feindesrhetorik entgegenzuwirken. Neue Geschichtsbücher fände er auch nicht schlecht, doch da könne er nichts dazu beitragen, das müsse "von oben kommen" – eine beliebte Antwort auf die Frage, wer denn an der Situation im Land etwas ändern könne.

Vanyan macht sich um die Schule und die heranwachsende Generation Sorgen. Sowohl der Inhalt als auch die Art, wie unterrichtet wird, trage nicht zur Bildung der Menschen bei, sondern zur "Anti-Bildung". Als er selbst die Schule abschloss, also noch lange vor dem ersten Bergkarabachkrieg, sei er ein "totaler Faschist" gewesen. "Ich hasste alle Nicht-Armenier, hielt unsere Rasse für auserwählt und war bereit, jeden, der für unsere Nation eine Bedrohung darstellte, zu töten."

"Für die Gesellschaft und den Frieden in der Region wäre es besser, wenn die Kinder nicht in die Schule gingen", ist er überzeugt.

Tage der Hölle

Wir stehen an der Tankstelle als Teil einer langen Reihe von rauchenden Männern. "Sehen Sie den Aufkleber dieses Autos? "Mein Feind ist der Türke". Übrigens auch beliebt als Facebook-Profil. Der Krieg ist in den Köpfen und zwar jederzeit und überall. Das ist es, was wir loswerden müssen."

Gemeinsam mit Georgi Vanyan fahren wir fast die gesamte Grenze des Kleinstaates ab. Wir befragen die Bewohner der Grenzdörfer, die aus dem Kriegsgebiet Vertriebenen, die Soldaten, die Studenten,

Mütter und Ehefrauen. Wir lassen uns ihre Geschichten erzählen vom Alltag, den Entbehrungen, dem Stillstand, den Hoffnungen.

Die Soldaten erzählen von der Front und der Zwischenfront. Die Armeeangehörigen sind meist 15 Tage im Einsatz, 15 Tage zu Hause. Also 15 Tage im Krieg und dann 15 Tage im Kampf, um bei der Landwirtschaft aufzuholen, wo die Daheimgebliebenen, oft Frauen und Ältere, nicht nachkommen. In der Armee sind die 18-20-Jährigen, die den obligatorischen Dienst leisten, die Berufssoldaten, die einen Sold erhalten und schliesslich die freiwillig Freiwilligen und die nicht-freiwillig Freiwilligen. Einig sind sich alle der Gesprächspartner, dass es am dritten Tag des Krieges klar war, dass Armenien keine Chance hatte zu siegen. Am zweiten Tag sind sämtliche Luftabwehrsysteme der armenischen Seite zerstört worden und Aserbaidschan führte einen Luftkrieg. Wozu also noch 41 Tag weiterkriegen? Ratlose Blicke, Trauer in den Augen um die vielen gefallenen Bekannten und Verwandten.

Handy-Fotos werden rumgereicht, Videos aus dem Krieg. "Wir hatten keine Ahnung wo wir waren und wo der Feind, wir hatten kein Kartenmaterial erhalten." "Wir hatten keine Schusswesten, keine Helme, nicht einmal Schaufeln, um uns einen Schutzwall zu bauen". "Es gab keinerlei Anweisungen, von der Armeeführung war auch keiner da." "Wir waren ständigen Angriffen von oben ausgesetzt ohne jede Möglichkeit, uns zu verteidigen oder nur schon zu schützen."

Laut der Aussagen der Kämpfenden wurden viele in Lastwagen in die Schlacht gefahren, nur um Minuten später ohne jede Kampfhandlung von einer Drohne erschossen zu werden. Später werden sie als Helden gefeiert. Der Glaube an den Heldentod ist alles, was übrigbleibt. Während diese jungen Männer, Ernährer der Familien,

Arbeitskräfte für eine so dringliche wirtschaftliche Entwicklung und mögliche Väter zukünftiger Generationen dem Land schmerzlich fehlen.

Ihre grösste Angst sei, dass ihre Freunde getötet werden oder dass sie selbst nicht überleben und die Familie dadurch in grosse existentielle Not kommt.

"Wir hatten keine Ahnung, dass unsere Armee in so schlechtem Zustand ist." "Eigentlich haben wir keine Armee", höre ich immer wieder. Wohin aber ging das Geld, das so lange unter dem Vorbehalt der nationalen Sicherheit in die Armee floss? Schulterzucken, sarkastisches Lachen, Seufzen. Dem Land wurde vorgegaukelt eine streitkräftige Armee zu haben, aufgebaut auf dem Narrativ des Heldensieges über Aserbaidschan in den 90er Jahren.

Auf der Fahrt Richtung Bergkarabach sehen wir noch sieben Monate nach Kriegsende die Billboards mit den jungen Soldaten, die sich dicht hinter einem Fenster drängen und in die Kamera lachen. "Wir werden siegen!" Daneben auf zahllosen Plakaten im ganzen Land die Armee-Werbung: "Bei uns lernt ihr zu siegen!"

"Wie wäre es, wenn ihr uns zur Abwechslung beibringen würdet, wie wir gemeinsam in Frieden leben können?", fragt Vanyan kopfschüttelnd und traurig über die Kriegswerbung.

Unter den Erdhügeln

Während in die eine Richtung die gutgelaunten Jungs für Krieg warben wie für einen Fussballclub, fuhren in die Gegenrichtung Kühllastwagen an Kühllastwagen, bis zum Rand angefüllt mit

Leichen, beschreibt Georgi Vanyan seine Beobachtungen vom letzten Herbst. 5000 Kriegstote in den 44 Tagen beide Seiten zusammengezählt? "Wer's glaubt!", sagt auch ein Mitarbeitender einer Organisation, die sich mit der Dokumentation von Kriegstoten, Gefangenen und Vermissten beschäftigt. Doch wahrscheinlichere Zahlen traut fast niemand auszusprechen, eine Dunkelziffer könnte um ein Vielfaches höher sein. Das IKRK spricht noch ein Jahr nach dem Krieg von Tausenden Vermissten.

Für ihren Einsatz im Krieg erhalten die Jungs, mit denen ich sprechen konnte ungefähr 350.- Dollar pro Monat. "Niemand in unserer Familie hat einen Job", sagen viele. "Meine ganze Familie hängt von diesem Lohn ab." "Ich kann nicht aufhören, ich kann meine Familie nicht im Stich lassen."

Wir stehen bei Wind und Regen auf dem Friedhof von Gyumri mit den frischen Erdhügeln, den armenischen Flaggen, den Fotos mit den meist jungen Gesichtern. Einige Familien stehen mit Blumen in den Händen und nassen Kleidern im Halbkreis um einen Hügel. Mütter drücken die Brust auf die nasse Erde, wimmern. Männer abseits hilflos, ausdruckslos. Kinder wissen nicht, wohin mit sich.

Georgi Vanyan erzählt mir von einer Eltern-Demo gegen die Kämpfe in Bergkarabach und dass es nur einige Tage dauerte, bevor die Demonstrierenden von der Bildfläche verschwanden. Laut Vanyans Quellen hätten sie unmissverständliche Drohungen erhalten, man würde ihre Söhne an eine gefährlichere Front verschieben, falls sie sich nicht "fügsam zeigen würden".

Im Krieg ist alles erlaubt. Jedenfalls alles, was den Krieg aufrechterhält.

In grossen Tafeln über den Zufahrtsstrassen zu den Dörfern und über grossflächige Gebäudewände verteilt blicken uns diese jungen Gesichter entgegen. Die Zeit war ihnen in den Händen zerronnen, noch bevor sie richtig erwachsen wurden.

Georgi Vanyan zeigt auf ein Plakat, das sich über eine ganze Hausfassade streckt.

"Nzhdeh lesen rettet Leben", übersetzt Vanyan. Garegin Nzhdeh war armenischer Staatsmann und Militärstrategie. Für die einen der Held, der Armenien gegen das Osmanische Reich verteidigte. Zu seiner Ehren wurde 2016 in Jerewan ein Denkmal errichtet. Für andere ist er vor allem ein Ultrationalist, der im Namen der gewaltsamen Armenisierung in den 1920er Jahren ethnische Säuberungen gegen die türkische und aserbajdschanische Bevölkerung zu verantworten hat und der in Anlehnung an den aufkommenden Nationalsozialismus eine Rassenideologie entwickelte, wonach Armenier zur übergeordneten arischen Rasse gehören.

"Solange wir uns von solchem Gedankengut ernähren, können wir uns nicht vom Krieg befreien", kommentiert Vanyan.

Angesprochen auf die Erniedrigungen und Triumphfeiern, mit denen Aserbaidschan im Anschluss an den Krieg die Tötung der Armenier zelebrierte betont Georgi Vanyan, dass jeder seine eigene Regierung anklagen müsse. Es könne nicht seine Aufgabe als Armenier sein, einem Land, das er in den letzten 30 Jahren genau einmal besuchen konnte, Ratschläge geben zu wollen. Beide Länder hätten ihren Beitrag zu Frieden zu leisten und er setzte sich dafür ein, dass sein

Land seinen Beitrag leiste. Natürlich gäbe es auf der anderen Seite auch viel zu tun.

Auf Nachbarn schießt man nicht

Wir fliegen über eine gut gebaute Strasse durch die Hügellandschaft. Paschinjans Arbeit. Vorher hätte man für viele Reisen fünf Mal länger gebraucht, so Georgi Vanyan. Jetzt sind wir in Aserbaidshan. Und jetzt in Armenien. Und jetzt in Aserbaidshan. Wir wandeln zwischen den Ländern, den unsichtbaren Grenzen, und den sichtbaren Grenzposten. Die Strassen stammen aus der Sowjetzeit, als die Übergänge zwischen den Republiken irrelevant waren. Man baute dort, wo es gerade besser ging. Mal links mal rechts säumen Hausruinen die Strasse. Die Überbleibsel der Dörfer, deren Bewohner in den 90er Jahren vertrieben worden waren.

Gedanklich bin ich noch bei unserem Gespräch beim Frühstückskaffee. Vanyan kocht immer "den guten Kaffee" zur Feier des Besuchs aus der Schweiz. Vanyan hatte dann vom Höhepunkt der Hetze gegen ihn erzählt zwischen 2012 und 2016. Wie er in den Medien als Landesfeind diffamiert wurde, wie öffentlich zu seiner Vernichtung aufgerufen wurde und wie im eigenen Dorf ein "Komitee zur Vertreibung von Georgi Vanyan" gebildet wurde. Immer mehr Leute sprangen ab von seinen Projekten, verrieten ihn, wurden von Freunden zu Feinden. Wut darüber ist keine zu spüren. Er habe zu oft erlebt, wie Menschen sich von ihm abwandten. Wenn er nachtragend wäre, wäre er schon lange daran gestorben, meint er halb ironisch, halb ernst.

Viele seiner Erzählungen lassen sich kaum überprüfen und lassen vieles offen. Was genau der Auslöser dieser Verfolgungen war, bleibt

mir unklar. War es der Erfolg seines Festivals für aserbaidshanischen Film oder doch eher das Friedenszentrum in Tekali? Seine anti-nationalistische Haltung? Dass er gewissen mächtigen Playern im Weg war? Oder weitere mir nicht bekannte Fakten?

Mit den zunehmenden Bedrohungen setzten sich 2016 schliesslich Freunde dafür ein, dass er von der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte Asyl erhielt. Bereits 2013 war er in das Programm »Parlamentarier unterstützen Parlamentarier« des deutschen Bundestages aufgenommen worden.

Nach einem Jahr in Deutschland kehrte er dann zurück. Das Asyl sei für ihn eine sehr wichtige Erholungsphase gewesen, für die er sehr dankbar war. Er sei am Ende der Kräfte gewesen und wisse nicht, ob er noch am Leben wäre, wenn seine Freunde nicht insistiert hätten, dass er Armenien verlasse. Aber er hätte sich unfähig gefühlt, aus dem Ausland etwas zu bewirken.

Während wir weiter gegen Norden fahren, telefoniert Vanyan mit seinem Anwalt. Dieser wird heute Georgi Vanyans Facebook-Fall verteidigen. Zuerst wollten sie Geld, dann wollten sie verhandeln, dann boten sie schliesslich an, die Busse zu erlassen, wenn er doch nur endlich diesen Facebook-Post löschen würde. Doch Georgi Vanyan ist nicht der Typ, der seine Friedensaufrufe verhandelt. Wie gefährlich das für ihn werden kann, ist nicht absehbar. Der Anwalt wurde ihm von einer befreundeten Menschenrechtsorganisation organisiert.

Seit seiner Rückkehr aus dem Asyl 2017 sei es ruhiger geworden. Direkte Drohungen erhält er kaum noch. Geblieben ist ein

Hörschaden von einem der Schläge bei einem Übergriff und dass er weder eine Stelle noch Unterstützung für seine Projekte erhält. Vanyan geht davon aus, dass auf interessierte Geldgeber oder Arbeitgeber Druck ausgeübt wird, ihn zu boykottieren. Sein Leben heute bezeichnet er als "Exil im eigenen Land".

Aus der Not entwickelte er ein neues Geschäftsmodell, das "Friedenstaxi". Er bietet Touristen, Journalisten und sonst Interessierten aus dem In- und Ausland Reisen durch Armenien, Georgien, Russland und die Ukraine an. Mit den Einnahmen durch das Friedenstaxi wolle er neben seiner eigenen Grundversorgung vor allem zukünftige Friedensprojekte finanzieren. Ein Geschäft, das so halbwegs zu funktionieren schien. Jedenfalls half es, die wichtigsten Grundkosten zu decken und den mentalen Druck der Isolation auszuhalten. Mit den Einschränkungen durch Covid-19 brach aber auch diese Einnahmequelle ab. Seither blieben die Anfragen aus, mit meiner Ausnahme, die vermutlich die letzte war.

Ich trage Zeitungsartikel, öffentliche Briefe, Berichte, Facebook-Posts und Video-Interviews der letzten 20 Jahre zusammen. Über Jahre wiederholt Vanyan darin seinen festen Grundsatz: "Nicht der "andere" ist unser Feind, der Krieg ist unser Feind". Was die Region brauche, heute dringender denn je, seien direkte Gespräche zwischen Aserbaidschan und Armenien. Wir müssen zusammenhalten und uns nicht durch externe Mächte spalten lassen. Armenien könne sich keinen besseren Alliierten wünschen als Aserbaidschan. Der Frieden zwischen ihnen wäre die einzige und beste Lösung, um die Unabhängigkeit des Süd-Kaukasus' zu ermöglichen.

"Irgendeinmal werden sie wohl kommen und mir das Haus abnehmen oder das Auto." Aber bis dahin werde er keinen Millimeter

rücken, er sei schliesslich Armenier, sagt Georgi Vanyan nur noch halb ernst und mit Anspielung an den in der armenischen Öffentlichkeit so oft verwendeten Satz in Bezug auf die besetzten Gebiete "Wir weichen keinen Fingerbreit zurück".

Ich schaue Georgi Vanyan vom Balkon aus zu, wie er uns in der Kochnische einen türkischen – wie er betont – Kaffee zubereitet. Vier Teller, zwei Tassen, ein Messer, ein Geschirrtuch, ein Stuhl, Sonnenblumenkerne... viel mehr gibt es hier nicht zu holen.

Die Zurückgebliebenen

Georgi Vanyan hantiert in der Küche, Status Quo streicht ihm um die Beine. "Eigentlich kann ich nur ein Gericht kochen: Rührei mit Tomate. Passt das?" Die Tomaten und Eier hat er von den Nachbarn erhalten, den wenigen, die zu ihm halten.

Sie rufen täglich an, winken über die Wiese und laden wild gestikulierend zum Essen ein. Immer haben sie "eben gerade" etwas, was sie mit uns teilen wollen: frische Bohnen, frisches Brot, frische Zwiebeln. Mutter und Tochter leben alleine auf einem viel zu grossen Bauernhof. "Armenier lieben grosse Häuser", meint Vanyan im Schatten seines 20 Quadratmeter-Hauses. Der Sohn der jüngeren Frau ist nach den 44 Tagen des Schreckens als Soldat im Krieg weggezogen und arbeitet nun im Bausektor in Russland, um Geld nach Hause zu schicken. Alle hier scheinen Verwandte im Ausland zu haben. Wie man im russischen Bausektor mit Migrant*innen aus dem Kaukasus umgeht, ist kein Geheimnis. Aber welche Alternative hat er? Die Region düst in einem Jahrelangem Wirtschafts-Komma und es gibt keinerlei Anzeichen, dass sich das irgendwann ändern wird.

Während die Körper der beiden bodenständigen Frauen von einer unsichtbaren Last zu Boden gezogen werden, scheinen sie doch immer gut gelaunt, jeder Zeit bereit für einen Scherz. Leider sprechen sie kein russisch, aber gelacht wird viel bei unseren Essen. Sie scheinen Übung zu haben mit dem Überleben in einem borstigen Umfeld. Mit einer unbeirrbaren Selbstständigkeit stellen sie alles selbst her, was sie so brauchen: Angefangen beim Anbau von Gemüse, dem Metzgen der Tiere und der Zubereitung von alkoholischen und süssen Getränken. Im Keller stapelt sich Tonnenweise Eingemachtes jeder Art. Im Schatten der fast 40-grädigen Sommerhitze nähen sie Kleider aus alten Kleidern und Matratzen aus der Wolle der eigenen Schafe. Sie wissen, auf welchem Markt man wann was kriegt und wie man an den besten Honig kommt. In ihrer ruppigen aber herzlichen Art schauen sie gut zu Georgi Vanyan, dem solche Haushaltsdinge völlig abzugehen scheinen. Manchmal fragt er nach: "Wie kochst du dies?", "Wie kochst du das?" "Wieso werden deine Bohnen so schön?" Manchmal schliesst er die Augen beim Essen. "Das hier, das schmeckt genau wie bei Grossmutter."

Ihre Unabhängigkeit nicht nur von den Männern, sondern von der Welt überhaupt, sei nicht zu verwechseln mit politischer Unabhängigkeit. Vanyan erzählt, wie verständnislos ihn die Männer anschauen, wenn er zu einem Picknick einlädt und sagt, sie sollen doch ihre Frauen mitbringen. Die meisten Frauen hätten die Region noch nie verlassen und seien noch nie an einem Picknick am unweit gelegenen Sewan See – Naturparadies und Nationalstolz des Landes – gewesen.

Ich spreche mit vielen Frauen der Grenzregion, mit den Müttern, Schwestern und Ehefrauen von Soldaten, die in dieser zwar

fruchtbaren aber lebensfeindlichen Region zurückbleiben, weil sie hier geboren sind und weil sie sich einen Umzug nicht leisten können. Zum Beispiel auch in Kut.

3 Kilometer Angst – Kut

Kut ist das Dorf, in dem vor wenigen Wochen – ein halbes Jahr nach Kriegsende – Armenien wieder mit Panzern aufgefahren ist zum Schutz vor neuen Angriffen von Seiten Aserbaidshans. Die einen sagen: Die Aserbaidshaner kriegen nie genug, sie wollen unser Volk ausrotten. Die anderen sagen: Der Vormarsch der Aserbaidshaner ist eine Erinnerung daran, dass Armenien seinen im Friedensvertrag vom letzten November festgehaltenen Verpflichtungen, das Militär aus den verlorenen Gebieten abzuziehen, nicht nachgekommen ist.

Einig ist man sich: Genau drei Kilometer haben sie eingenommen. Nächte der Angst und der Verzweiflung für die Bewohner der Grenzgebiete.

Eine alte, schwächliche Frau grüsst uns über den Zaun und winkt uns herein. Das Haus, das sie mit einer schwer behinderten Frau bewohnt, hätte ich nicht als Wohnhaus erkannt, noch für einen Stall sieht es zu lottrig aus. Die Fenster seien schon lange kaputt, von einer Druckwelle eines Geschosses, ich weiss nicht von welchem Jahr sie spricht. Vor den Öffnungen hat sie Bretter eingeklemmt. Als Toilette dient ein Eimer, die Küche ist verrusst, Strom gibt es nicht und von Isolation keine Spur. Das Wasser holt sie beim Dorfbrunnen, manchmal hilft ihr jemand mit den Eimern, sie muss damit ja auch noch ihren wackeren Garten besorgen.

"Wenn es regnet, haben wir zu essen. Wenn nicht, nicht."

Sie zeigt auf die Hügel, die direkt hinter dem Haus ansteigen. Da oben seien die Türken, wenige hundert Meter entfernt. Es seien Tiere gestohlen worden, sie zeigt auf die umliegenden Bauernhöfe und zählt auf, wem wie viele und von welcher Tiersorte.

Vor dem Haus liegt Kuhdung in Blöcken zum Trocknen an der Sonne. Vorbereitung zum Heizen in den kalten Wintermonaten. Wir sind hier auf gut 2000 Höhenmetern.

"Hat mir der Nachbar geschenkt", sagt die Frau mit Blick auf den Kuhdung.

Von den Behörden keine Strassen, keine Leitungen, weder Strom noch Wasser, keine Subventionen, keine medizinische Versorgung, nicht einmal für die schwer behinderte Frau. Die Bevölkerung des Dorfes ist sich selbst überlassen.

Zurück im Auto spüre ich die Wut von Georgi Vanyan, in Gedanken bei den Millionen des Staatsbudgets, die in die "nationale Sicherheit" gesteckt werden und in die Besetzung von Gebieten, die einem nicht gehören. Für die eigene Bevölkerung auf dem eigenen Land bleibt kein Cent übrig. "Wenn es regnet, haben wir zu essen. Wenn nicht, nicht.", wiederholt er immer und immer wieder, während wir uns der Goldmine von Sotk nähern, die wenige Kilometer vom Dorf entfernt liegt. Ein Teil des Abbaugebiets liegt auf armenischem und ein Teil auf aserbaidischem Boden. Bis zum Kriegsende 2020 war die gesamte Mine, die als eine der ertragreichsten Goldminen im Kaukasus gilt, von Armenien abgebaut worden. Nun, da die besetzten Gebiete an Aserbaidschan zurück gingen, bricht auch hier der Streit los um die Fragen, wo genau die historische Grenze verläuft, wie viel

Prozent der Fläche in welchem Land liegen und wer entsprechend wie viel Anspruch auf das Gold hat.

Armenien hat auf aserbaidischem Boden 27 Jahre lang Bodenschätze abgebaut? Klingt fantastisch und passt überhaupt nicht in das Bild, das viele von der Region haben, lässt sich aber tatsächlich in unterschiedlichsten Quellen nachlesen.

Wir fahren zurück, von wo wir herkamen. "Banditen", murmelt Vanyan, während wir dem "Goldzug" zuschauen, der aus dem Schürfgebiet nach Jerewan fährt und wartet, bis eine Schafherde die Strasse frei gibt. Die einzige funktionierende Eisenbahn im Land, der ich während meiner Rechercheise begegne.

Die Heimatlosen

Es ist schon gegen Mitternacht. Wir sitzen bei Freunden von Georgi Vanyan im Garten, bei Tee frischen Himbeeren und Aprikosen aus dem Garten und hausgemachter Maulbeermarmelade. Wir sind im Südosten des Landes, unweit der neuen alten Grenze mit Aserbaidschan, unweit der Strasse, die nach Bergkarabach führt.

Das ältere Paar, das uns herzlich in die Arme schliesst, kümmert sich in der Region um die Familien, die aus Bergkarabach hierher geflohen sind. Die Frau versucht Kinder und Witwen zu unterstützen, wo es geht. Alles auf eigene Kosten, Unterstützung von den Behörden erhalte sie keine, aber man könne ja nicht einfach zusehen. Dem Ehemann wurde vor vielen Jahren als politischer Häftling die Schulter so zertrümmert, dass er sie bis heute kaum bewegen kann. Während sie noch eine bezahlte Arbeit hat, ist er schon lange arbeitslos. Und auch ihre Kinder haben Schwierigkeiten, einen Job

zu finden, so wie ich verstehe, aufgrund der politischen Vergangenheit des Vaters. Die Familie lebt sichtlich von Kopeken.

Krieg und Besetzung haben in den 90er Jahren zur Vertreibung von Hunderttausenden von Menschen geführt, damals flohen die Aserbaidshaner aus den besetzten Gebieten. Heute sind es die Armenier, die fliehen, während auf der aserbaidshanischen Seite erste Familien wieder in ihre ursprüngliche Heimat "zurückwandern".

Vertreibung und Heimatlosigkeit gehören zu den grossen Wunden der armenischen Nation. Rund sieben Millionen Armenier leben in der Diaspora. Bei den Menschen, die durch den neuen Krieg vertrieben wurden, lässt sich die Last und Angst der Jahrhunderte der Vertreibung spüren. Wir treffen eine geflüchtete Frau an, in ihrer leeren Wohnung mit ihren sieben Kindern und ohne Mann, den sie schon vor einiger Zeit verloren hat. Sie erzählt, dass ihrem Mann für seinen Einsatz im Krieg in den 90er Jahren auf den "zurückerobernten Gebieten" ein Haus und die Stelle des Dorfvorstehers angeboten worden sei. In den letzten 20 Jahren haben sie dort ein Dorf aufgebaut und sich aus der Armut hochgekämpft. Nun hätten sie wieder alles verloren, die Tiere, die sie auf Kredit gekauft hatten, mussten sie zurücklassen. Das Gebiet wird jetzt wieder von Aserbaidshan kontrolliert und es ist unwahrscheinlich, dass sie und ihre Familie dorthin zurückkehren können. Ausserdem hätten sie ihr Haus verbrannt, damit es nicht von den Aserbaidshanern bewohnt werde. Wie und wo es weitergehen soll, hat sie keine Vorstellung, sie schlägt immer wieder hilflos mit den Händen auf die Schenkel. Aber was sie wisse, es sei so viel Blut vergossen worden für die Rückeroberung dieser Gebiete, dass man unbedingt weiterkämpfen müsse, bis "alles wieder zusammengehört", und die Gebiete in

Sicherheit besiedelt werden können. So wie ihre Buben kämpfen mussten, sei einfach nur abscheulich. Deshalb sei es heute dringender denn je, dass die Regierung alles in die Armee investiere, koste es, was es wolle.

Ein Zusammenleben mit Aserbaidshanern kann sie sich nicht vorstellen. "Nach allem Blut, das wir geopfert haben? Niemals."

Besetzte und befreite Gebiete

"Willkommen in Aserbaidshan!" machen Billboards am Strassenrand klar, wo wir uns befinden. Obwohl, so klar ist das gar nicht. Wir sind an der neuen alten Grenze, also die Grenze, die es seit dem Bergkarabach-Krieg in den 90er Jahren nicht mehr gab, weil beide Seiten – aus Sicht Armeniens – zu Armenien gehörten. Zwischen dieser Grenze und Bergkarabach, das als Enklave nicht direkt an Armenien anschliesst, wurde ein grosses Gebiet eingenommen, zum Schutz, wie Armenien sagt. Oft wird von den "befreiten" oder (in den 90ern) "zurückerobernten" Gebieten gesprochen. Das Völkerrecht nennt dies eine illegale Besetzung. Diese besetzten oder zurückerobernten Gebiete entsprachen bis zum Krieg 2020 ca. 15% (laut anderen Quellen 20%) des aserbaidshanischen Territoriums. 26 Jahre lang. Eine schwierige Konstellation für Frieden.

Auf der anderen Seite schaut Armenien selbst auf eine permanente Verkleinerung seines Einflussraums zurück. Einst ein Grossreich ist es heute nur noch 30'000 Quadratkilometer gross. Ein Land, traumatisiert von einem Genozid und Jahrhunderten des Gebietsverlustes, der Abhängigkeit, der Vertreibungen und der ethnischen Säuberungen.

Ein Land auch, das um jeden Einwohner kämpft. Es soll gerade mal 3 Mio. Einwohner haben, so die offiziellen Zahlen, inoffizielle Quellen gehen von 1,5 bis 2 Mio. Menschen aus, die noch im Land leben. Die Auswanderungsrate, inklusive die Anzahl Personen, die ohne sich in Armenien abzumelden im Ausland Schwarzarbeit leisten, ist proportional zur Perspektivlosigkeit hoch und statistisch kaum erfassbar.

Entzweites Dorf - Schurnuch

Seit der Rückeroberung im Oktober 2020 ist Aserbaidtschan damit beschäftigt, die alten Grenzen wieder zu festigen. Wo diese genau verlaufen, ist nicht überall gleich klar und nicht überall gleich sinnvoll.

Wir besuchen Schurnuch, ein Dorf, das seit der Rückeroberung in zwei Teile gerissen wurde: die einen Häuser gehören zu Aserbaidtschan die anderen zu Armenien. Auf der einen Seite wehen die armenischen Flaggen auf der anderen die aserbaidtschanischen und dazwischen die russischen. In den Jahren seit dem ersten Bergkarabachkrieg und der Besetzung der anliegenden Gebiete war das armenische Grenzort über die ehemalige Grenze hinaus ins besetzte Gebiet hineingewachsen. Will man heute die historische also sowjetische und international anerkannte Grenze zwischen den Ländern wiederherstellen, werden Dörfer, im Extremfall Häuser entzweit.

Wir lassen uns von einigen Jugendlichen in die wirre Lebensrealität einführen. Sie zeigen uns, wo wir die Strassenseite wechseln müssen, um nicht "illegal nach Aserbaidtschan einzuwandern". Sie zeigen uns

die Häuser, die ursprünglich zum Dorf gehörten, nun aber auf der "falschen Seite" liegen, weshalb die Bewohner also auf die andere Seite "umziehen" mussten, sagen sie. Man könnte auch sagen "fliehen mussten". Allerdings betonen die Einwohner, dass diese Umsiedlung sehr "friedlich" ablief. Sie führen uns dann zu einem Haus, das zur Hälfte in Armenien und zur Hälfte in Aserbaidtschan liegt.

Wir kommen ins Gespräch mit dem Besitzer des Dorfladens, ein herzlicher kleiner Mann mit einem zufriedenen Lächeln auf dem Gesicht. Er freut sich, dass beide Seiten weiterhin bei ihm einkaufen. Die Aserbaidtschaner stellen dafür die russischen Friedenstruppen an, die ihnen die Einkäufe über die Grenze bringen. Die Stationierung der Friedenstruppen ist Teil des Waffenstillstandsabkommens, zur Kontrolle, dass die darin enthaltenen Vereinbarungen von beiden Seiten eingehalten werden. Daneben packen die militärischen Friedensförderer laut Crisis Group bei einer Vielzahl alltäglicher Erschwernisse mit an: Sie eskortieren zurückkehrende Flüchtlinge, sie unterstützen beim Wiederaufbau der zerstörten Häuser oder holen das Vieh zurück, wenn es auf die andere Seite der Grenze entlaufenen ist.

Seine Tiere habe er zu seinen Verwandten gebracht, erklärt der Dorfladenbesitzer, denn die seien gewohnheitsmässig immer wieder über die "neue Grenze" in ihre ursprünglichen Lieblingsweiden spaziert und hätten dabei das Gesetz verletzt. Sie wüssten eben, wo das bessere Gras wächst, lacht er erstaunlich munter. Immerhin haben wir schon zur Genüge von diesen wenig lustigen Vieh-Geschichten gehört, wie Tiere von der jeweils anderen Seite entführt und in Besitz genommen oder geschlachtet werden. Auch Menschen, die – zum Beispiel beim Hüten der Herde – fälschlicherweise auf der falschen Seite landen, werden gerne gefangengenommen. Die

darauffolgenden Schicksale sind unterschiedlich. Ich höre Geschichten von Barmherzigkeit und Geschichten von Gnadenlosigkeit. Allgemein scheint die Chance gross, dass einem die lokale Bevölkerung hilft, den Weg ins eigene Land zurückzufinden, während bei einer Begegnung mit den Sicherheitskräften eher Gewalt und Gefängnis droht, wobei auch da scheint es Ausnahmen zu geben. Es ist kompliziert.

Ich bin unsicher, was ich von diesem Dorfladenbesitzer trotz seiner Gutmütigkeit halten soll. Immerhin steht auf der Gegenseite der Strasse sein "neues Geschäft", das nach dem teuersten Bau im ganzen Dorf aussieht und auf dem das Militär seinen Wachtposten eingerichtet hat. Woher er zu dem Geld kam für einen solchen Bau, während die ganze Region total verarmt ist und durch den Krieg weiter verarmt, lässt sich nur spekulieren.

Frieden und Militär

Wir werden angehalten von russischen Friedenstruppen. Georgi Vanyan schlägt wütend aufs Steuerrad. Er ist überzeugt, dass die hier keine Dokumentenkontrolle machen dürften. Er steigt aus und beginnt in seiner umgänglichen und gleichzeitig furchtlosen Art mit den Soldaten ein Gespräch wie unter Kumpels. "Mensch Jungs, ihr könnt doch hier nicht Dokumentenkontrollen machen!" Die "Jungs" studieren unsere Pässe und antworten entspannt, dass das keine Dokumentenkontrolle sei. Vanyan hält nicht viel von diesen russischen Friedensförderern, von denen er befürchtet, dass sie eine weitere Massnahme Seitens Russland sind, Armenien unter Kontrolle zu halten und womöglich gar nie mehr verschwinden werden.

Er kenne nur einen militärischen Friedensförderer und das sei Timur, der in Südossetien Koordinator Vanyans Zentrums für Friedensinitiativen war. Er hätte in den 90er Jahren den Befehl erteilen müssen, sämtliche Bewohner eines Dorfes hinzurichten. Es handelte sich um ein Rachemassaker, da kurz zuvor an ihrer eigenen Bevölkerung ein Massaker ausgeübt worden war. Der Hass war grenzenlos, voller Genugtuung hatten sich die Soldaten aufgestellt, um sich als Richter über Leben und Tod zu inszenieren. Doch plötzlich weigerte sich Timur, den Befehl zu erteilen und legte die Waffe ab. Seine Soldaten begannen wild schreiend ihn zu bedrohen, zu beleidigen, seine Waffe in seine Hände zu zwingen. Doch Timur stellte sich neben die Dorfbewohner, die aufgereiht auf ihren Tod warteten. Das Massaker blieb unausgeführt.

"Das hat er überlebt?"

"Ja, bis heute", schliesst Georgi Vanyan eine weitere wundersame Geschichte. Tatsächlich finde ich diesen Timur und seine engagierten Texte im Netz. Geprägt von den Erfahrungen im Krieg anfangs der 90er gründete er die "Gesellschaft der Ex-Kombattanten" und ruft dazu auf, alle Kräfte zu mobilisieren, um weitere Kriege zu verhindern.

Der Elefant im Raum

Georgi Vanyan wie viele andere sehen das Militär oder die Militärs als einen Hauptverantwortlichen für den Krieg. Das Geld für die "nationale Sicherheit" mit dem man das staatliche Budget fast völlig aufbrauchte, hätten sie in ihre protzigen Paläste gesteckt, die mir Vanyan beim Vorbeifahren zeigt. Darin würden Generäle Kriegsgefangene halten, die in Gratisarbeit für den gesamten

Unterhalt sorgen. Was sicher ist, dass das Geld aus dem Staatshaushalt nie in der Ausrüstung der Armee angekommen ist. Das bestätigen alle Kriegsbeteiligte mit denen ich sprechen kann und auch – ihre Mütter. Beim Besuch eines Dorfs, das direkt an der Grenze liegt, lädt uns ein Ehepaar in ihr Haus ein. Auf Mini-Holzstühlen unter dem Maulbeerbaum erzählen sie freundlich und offen über ihren Alltag, über den sie nicht klagen wollen, immerhin seien sie ja noch nie angeschossen worden.

Wie viele der Gesprächspartner sprechen sie russisch, was mir immer wieder auch persönliche Gespräch ermöglicht. Die Frau will mir unbedingt ihr Atelier zeigen. Ein Zimmerchen, in dem sie im letzten Oktober gemeinsam mit anderen Frauen mehrere hundert Mützen für die erfrierenden Soldaten nähten. Auf eigene Kosten und das obwohl im Haus so ziemlich alles fehlt und ihr Grundstück, das zu nahe an der aserbaidjanischen Grenze liegt, nicht mehr bewirtschaftet werden kann. Auch der See, der nur wenige Hundert Meter vom Haus entfernt liegt, wird von den Einwohnern kaum genutzt aus Angst, die Gegenseite schieße auf Fischer oder sogar schwimmende Kinder. Wie gross das tatsächliche Risiko ist, bleibt schwer greifbar, da es sich um einzelne Schüsse über Jahre verteilt handelt. Gerade diese undefinierbarkeit des Risikos, das Nicht-Wissen, wie gross die Gefahr ist, in der man lebt, trägt dazu bei, eine diffuse Angst aufrecht zu erhalten. Das Dorf werde immer wieder mal beschossen. So alle paar Jahre. Die Aussagen sind eher undeutlich, deutlich sind aber die Schusslöcher im Eingangstor.

Wir sind ins Innere des Hauses getreten, in ein kleines Kämmerchen mit einem Tisch und einem Stuhl, das Atelier. "Keine Mützen, keine Handschuhe, geschweige denn Helm und Schutzweste, das ist doch

keine Armee." Seufzt die Frau und streicht über eine selbstgestrickte Mütze.

Ich kaufe ihr – mit Schwierigkeiten, da sie mir alles schenken will – zwei selbst gehäkelte Tiere ab. Darunter ein blauer Elefant. Der passt gut zum Setting in Vanyans Wohnung, wo er ab nun den "Elefanten im Raum" darstellen wird.

Warten auf Godot

Georgi Vanyan raucht fast ununterbrochen. Wenn ich ihm dabei zusehe, erinnert er mich immer wieder an seinen eigenen Dokumentarfilm "Öffnet die Grenzen!". Darin wird nach jeder Szene ein Männergesicht eingeblendet, das seelenruhig eine endlose Zigarette pafft und den Rauch ausstösst, immer und immer wieder. Der Raucher sei die Symbolfigur für Armenien, Armenien im Zustand des "Warten auf Godot". Auch Vanyan wartet. Im Exil im eigenen Land. Wo ihm, der früher rastlos eine Aktivität an der anderen plante, die Hände gebunden sind.

Eigentlich sei er dank der Armee zum Friedensaktivismus gekommen, erklärt er plötzlich. Und ergänzt "Я так думаю" (So denke ich), mit der Betonung des armenischen Schauspielers Frunzik Mkrtchyan im beliebten sowjetischen Filmklassiker "Mimino".

Als junger Mann habe er nichts übrig gehabt für sein Leben. "Ich hasste die Türken. Ich war entschlossen Terrorist zu werden und die Türken zu töten." Erst in der sowjetischen Armee, wo er so vielen Nationalitäten begegnete, wurde ihm bewusst, dass es noch viele andere "gute Menschen" gibt und dass die selbstverherrlichende Darstellung der Armenier ein völligeres Trugbild war. In der Armee im

Austausch mit Menschen anderer Volksgruppen begann er sein Weltbild, die Kategorisierung von Menschen und die Anwendung von Gewalt grundlegend zu hinterfragen.

Nach der Armee arbeitete er als Filmregisseur und Schauspieler. Noch heute erlebe ich, wie er in den Strassen mit den Namen seiner damaligen Rollen angesprochen wird. Doch dann kam alles anders. Mit dem Ausbruch des Krieges hätte er sich zwischen einem Leben in der Kulturelite und dem Kampf für Menschenrechte und Frieden entscheiden müssen.

Quo vadis

Im Artikel "Quo vadis", warnte Georgi Vanyan Ende der 80er Jahre vor den Gefahren des Krieges und wohin sich die Spannung entwickeln würde. Der Artikel selbst ist nicht mehr auffindbar. Sein Büro im Zentrum Jerewans sei bereits in den 90er Jahren mehrmals geplündert und sein Archiv mehrheitlich zerstört worden. Damals arbeitete er für seine Organisation "Schnittstelle aller Künste und aller Generationen", die kulturelle Veranstaltungen organisierte, Dichter und Künstler förderte und die Zeitschrift "Akt" herausgab. Eines Morgens, so erzählt Georgi Vanyan, als er zur Arbeit kam, sah er gerade, wie die Bulldozer das Büro plattwalzten. Ein schwerer Rückschlag. Ihm war – ein erstes Mal – das Herzstück seiner Arbeit zertrümmert worden. Heute dürfe das Büro so 10 Mio. USD Wert haben, schätzt Vanyan.

Sein Mahnen vor Gewalt und Aufrufe für Frieden haben seither nicht nachgelassen. Noch im September letzten Jahres, nur wenige Wochen vor Kriegsbeginn, hatte er gemeinsam mit einem langjährigen aserbaidischen Partner den Aufruf "Gemeinsam

sicher" publiziert. Darin warnen sie vor dem drohenden Krieg und den Hass schürenden Reden. Sie appellieren an Bevölkerung und Regierung, den Krieg als den wirklichen Feind der Region zu bezeichnen und demaskieren die Rhetorik "wir können nicht gemeinsam leben" als Lüge derer, die am Krieg verdienen.

Der Artikel ist Teil einer grossen Sammlung an Texten auf der sehr unübersichtlichen Webseite seiner Friedensorganisation "Kaukasisches Zentrum für Friedensinitiativen". Dieses hatte er und einige Kollegen 2002 gegründet und damit zahlreiche Projekte für interethnische Begegnungen, für den Abbau von Feindbildern und für die Transformation des Konflikts initiierte.

Die Seite sei mehrfach gehackt worden und jetzt reiche das Geld nicht aus, sie wieder in Ordnung zu bringen. Mit etwas Geduld lassen sich die Aktivitäten der Organisation zurückverfolgen, die Festivals, die Zeitungsberichte, die öffentlichen Aufrufe, Bilder und Aussagen von Teilnehmenden an Projekten, Protokolle, Interviews, Stellungnahmen diverser Friedens- und Menschenrechtsaktivisten beider Seiten und detaillierten Berichten zu Aktivitäten über die letzten 19 Jahre seit der Gründung der Organisation.

"Kommt es vor, dass Sie bereuen, diesen Weg gegangen zu sein?"

"Nein. Wenn ich so lebe, wie ich lebe, dann nicht aus Zwang, sondern aus Freiheit. Ich denke, dass ich zu den freisten Menschen in Armenien gehöre."

Wir fahren durch die dunkle Nacht über die lichterlosen Strassen. Ich nicke bald ein und wache erste wieder vor dem Eisentor auf, hinter

dem uns Vanyans 24 aufgeregte hoppelnde Hasen erwarten. Es ist vier Uhr morgens.

Flaschenhals

Wir sind unterwegs nach Alaverdi. Die Ortschaft klingt wie der Name eines Flaschengeistes und wie ein Flaschenhals fühlt sich auch das Tal an, das zu ihr hinführt. Wir kriechen buchstäblich durch das grüne Tal, eingeklemmt zwischen hohen Felsen. Georgi Vanyan hochkonzentriert am Steuerrad sucht nach einem Stück fahrbarer Fahrbahn. Das landesweite Programm zur Ausbesserung des Strassennetzes hat es noch nicht bis hierher geschafft. Die Mischung aus rädertiefen Löchern und fussballgrossen Steinbrocken machen das Vorankommen zu einer Geduldssprobe. Uns begleiten ein rauschender Bach und üppiges Grün zu beiden Seiten. Im Widerspruch zu dieser sprudelnden Lebendigkeit säumen verfallene Fabriken den Weg, eine nach der anderen. Es sind Überbleibsel einer Zeit, als die Wirtschaft noch am Leben war. Die verrosteten und in sich zusammensackenden Gebäude bilden eine düstere Kulisse des Untergangs. Mehrere Seilbahnen führen vom Tal auf die umliegenden Berge. Keine ist in Betrieb. Die Kabinen wurden mitten am Seil hängengelassen. Sie baumeln im Wind seit einem Vierteljahrhundert. Keiner weiss, wie lange es noch dauert, bis sie in die Tiefe stürzen. Sie versinnbildlichen wie kaum etwas anderes den Stillstand und Zerfall des Landes. Und die Verfangenheit in der Vergangenheit. Die Sowjetunion ist hier festgesessen, wie ein gestrandetes Schiff. Das ganze Tal scheint mitten in der Bewegung eingefroren. Es wartet in seinem Winterschlaf auf bessere Zeiten und überlässt dabei die gesamte Verantwortung dem Wetter.

Die Skelette einer vergangenen Ära erinnern auch an die düsteren Zeiten der Privatisierung in den 90er Jahren. Im Anschluss an den Zusammenbruch der Sowjetunion war die Hoffnung gross, dass jetzt gleich eine bessere Zeit für alle eintreffen müsse. Doch die Privatisierung hat die Raubzüge einiger weniger begünstigt, die sich die Taschen mit astronomischen Summen füllten, während der Grossteil der vom Krieg drangsalierten Bevölkerung verarmte und die Staatskasse zerrann. Von den Werkzeugen und Schrauben in den Fabriken bis hin zu den Eisenbahnschienen, alles verschwand, spurlos und unwiderruflich. Das Zugnetz ist bis heute nicht wiederhergestellt. Die übriggebliebenen Masten stehen über ganz Armenien verteilt wie Vogelscheuchen. Zufahren ist für Armenier, eine nostalgische Erinnerung an die Zeit vor den 90ern.

Wir treffen N., zu einem Kaffee im Schatten einiger Bäume. N. hat 2012 die Organisation Im Namen des Friedens ins Leben gerufen. Die Hunderttausenden Menschen, die im ersten (1992-1994) und zweiten Bergkarabachkrieg (2020) vertrieben wurden, mussten nicht nur die Häuser und Äcker, sondern auch die Gräber ihrer Angehörigen zurücklassen. Für viele ein schmerzhafter Verlust. Die ehrenamtlichen Mitglieder der Organisation kümmern sich um die Pflege der Gräber und schicken Fotos der Grabstätte an die Familie auf der anderen Seite der Grenze. Der Kontakt und die Anfragen erfolgen meist über Facebook, die einfachste Form, über die geschlossenen Grenzen Kontakt miteinander aufzunehmen.

Hoffnung aus Gyumri

Wir haben die Stadt Gyumri schon lange hinter uns gelassen. Die Stadt im Nord-Westen des Landes, wo Paschinjan 2018 seinen Protestmarsch begonnen hatte. Er marschierte 120 Kilometer bis

nach Jerewan zu Fuss, um der jahrelangen Misswirtschaft und Korruption durch die vorgehenden Machthaber ein Ende zu setzen. Ein Marsch, der zu einer Bewegung anwuchs, die das Unvorstellbare möglich machte: Sersch Sargsjan, der wie sein Vorgänger zum sogenannten "Karabach-Clan" gehörte und der kurz davor in zweifelhaften Wahlen zum Premierminister (nach zwei Amtszeiten als Präsident) gewählt worden war, trat zurück. Mit Karabach-Clan bezeichnet man die politische und militärische Elite, die eng verbandelt ist mit den Separatisten, die sich für die Unabhängigkeit Bergkarabachs eingesetzt hatten. Sie verfolgen eine entsprechend kompromisslose Politik bezüglich Bergkarabach und der besetzten Gebiete, was eine Annäherung erschwerte. Mit Paschinjan, der nicht dem Karabach-Clan angehört, kam neue Hoffnung für eine baldige Lösung des sich schleppend hinziehenden Konflikts.

Georgi Vanyan ist seine Enttäuschung über Paschinjan anzuhören. Paschinjan und er kennen sich seit den 90er Jahren, als sie in einem Komitee zusammengearbeitet hatten, das sich für die Befreiung des oppositionellen Politikers Aschot Bleyan einsetzte, der kurz nach seiner Präsidentschaftskandidatur verhaftet worden war. Vanyan habe Paschinjan im Zusammenhang mit den kriegerischen Auseinandersetzungen unterschiedlichste Briefe geschrieben und immer wieder auch seine Hilfe angeboten, sei es für die Organisation von direkten Gesprächen zwischen Armenien und Aserbaidschan, seit es für die Öffnung der Grenzen oder für den Gefangenenaustausch nach dem letzten Krieg. Darauf kam kaum eine Reaktion, ausser eben die Busse.

Es hat aufgehört zu hageln. "Vielleicht da drüben?" Georgi Vanyan klingt nicht mehr sehr überzeugt. Verkehrsschilder haben wir schon seit der letzten Ortschaft nicht mehr gesehen. Die Strasse wird immer

abenteuerlicher. Der Regensturz hat die Löcher in Seen aus dunklem Brei verwandelt, in dem sich heimtückische Steinbrocken verstecken. Weit und breit kein Mensch, dabei sinkt die Sonne im Minutentakt. Was wir suchen ist Dziunaschoch – ein Tauschdorf.

Leben tauschen – Das Tauschdorf Dziunaschoch

Während der Sowjetunion waren die Grenzen zwischen den Republiken praktisch bedeutungslos, was zu einer grossen Bevölkerungsdurchmischung führte. Auch Angehörige der aserbaidischen und armenischen Ethnien lebten vielerorts gemischt. In Zusammenhang mit dem Konflikt um Bergkarabach ab 1988 folgten Vertreibungen und ethnische Säuberungen, die zu einer praktisch kompletten ethnischen Trennung der Bevölkerungen führte, die bis heute anhält. Oft wurden ganze Dorfgemeinschaften in die Flucht getrieben.

Tauschdörfer sind jene Dörfer, denen es gelang über einen Austausch der Bevölkerung mit einem Dorf auf der anderen Seite der Grenze den ethnischen Säuberungen zu entgehen. Ein von mehrheitlich Aserbaidschanern bewohntes Dorf in Armenien tauschte mit einem mehrheitlich von Armeniern besiedelten Dorf in Aserbaidschan ihren Wohnort.

Endlich finden wir die Ortschaft unweit der georgischen Grenze. Es besteht aus Ruinen, halb zerfallenen jedoch noch bewohnten Häusern, einem nach dem heutigen Gewitter unbefahrten Weg und einigen Kühen und Pferden. Wir werden von einer Familie auf ihre Veranda gebeten. Zwei Kühe stehen irgendwo zwischen Bohnenstauden und Obstbäumen. Die Tür ist lotterig, die Fenster schliessen nicht, an den Schuhen, Kleidern und Händen klebt der

Lehm, die Familie kommt direkt von der Arbeit auf dem Feld. Die Frau bringt den randvollen Eimer mit Milch in die Küche und zaubert dann, wie mir scheint aus dem Nichts, Kaffee und Süßigkeiten auf den wackeligen Tisch unter dem Vordach des Holzhauses.

Die Milch werde ihnen nicht mehr abgekauft. Es sei schwierig geworden, mit der Kleinlandwirtschaft zu überleben, erklärt sie.

Der Vater mit einem Kind auf dem Schoß erzählt, wie er selbst den Dorftausch noch als kleiner Junge erlebt hatte. Durch den Austausch der Dörfer, verloren sie zwar ihre Heimat, nicht aber das Umfeld. Sie sind dem Horror der Zwangsvertreibung zuvorgekommen und fanden als Dorfgemeinschaft wieder zusammen. Anstelle von temporären Flüchtlingsunterkünften konnten sie in eingerichtete Häuser ziehen und das dazugehörige Land bewirtschaften, um sich mindestens eine Lebensgrundlage zu sichern.

Selbst ist das Volk

Inmitten der Eskalation, Kriegsrhetorik und den schon angelaufenen Massakern erkannten die Einwohner des Dorfs die andere Ethnie nicht als Feinde sondern als Opfer desselben Problems, des Zerfalls der UDSSR und des Krieges. Sie vertrauten sich gegenseitig ihr Leben an. Nur zu leicht hätte die Gegenseite sie verraten und in den Tod laufen lassen können.

Wie es genau dazu kam, kann der Mann nicht sagen, auch nicht wie genau sie das Tauschdorf identifiziert hatten. In einer Studie, die von armenischen und aserbajdschanischen Autoren gemeinsam verfasst wurde, ist zu lesen, dass es sich um einen komplexen partizipativen Prozess gehandelt habe, bei dem praktisch alle Einwohner beteiligt

waren und dass alles ohne die Unterstützung der Behörden, eher gegen deren Einwirken, ermöglicht worden sei. Dabei mussten sie sich über sehr weite Distanzen hinweg finden und koordinieren. Das Heimatdorf der Bevölkerung von Dsziunshoch lag in der Nähe von Baku, also mehrere hundert Kilometer entfernt.

Eine Geschichte der Emanzipation eines Dorfs, der Selbstbestimmung, aber auch der Selbstorganisation. Ein Prozess, der viel Mut und Zusammenhalt brauchte und wie auch die Familie betont, seien natürlich nicht alle einverstanden gewesen. Zu abschreckend die Vorstellung in den Häusern des Feindes einzuziehen, zu verhasst die andere Seite, um mit ihnen zu verhandeln.

Das Leben hier kann heute nicht als rosig bezeichnet werden. Viele sind schon emigriert. Der Dorfvorsteher, der nur wenig über 20 Jahre alt sein dürfte, hat sich zu uns gesetzt. Er hat den Körperbau eines Jugendlichen und die Stimme eines Mannes, der weiss, was er will. Er werde eine Käserei und eine Milchgenossenschaft aufbauen, um die Milchprodukte besser verarbeiten und vermarkten zu können.

Die Menschen, mit denen wir in Dziunaschoch sprechen können, haben den Kontakt zum Heimatdorf abgebrochen. In anderen Tauschdörfern scheinen die Bewohner über Jahre in Kontakt geblieben zu sein und informieren sich gegenseitig über den Zustand der Häuser und Felder.

Die Zumutbarkeit von Frieden

Wie bereit sind die Menschen heute zum Austausch? Sind sie gewillt, diese Differenzierung zu machen, das militärische, politische

Aserbaidshans als Feind zu sehen nicht aber die Bevölkerung? Die Antworten aus meinen Befragungen sind widersprüchlich. Die einen sehen absolut null Problem (früher ging es ja auch, sie sind Menschen wie wir, die am selben leiden, die anderen absolut keine Möglichkeit (nach allem Leid, das sie uns angetan haben). Viele der Grenzbewohner erinnern sich sehr gut an die Zeit der "guten Nachbarschaft". Sie berichten von hervorragenden Handelsbeziehungen, engen Freundschaften zwischen einzelnen Menschen oder ganzen Familien und wie man gegenseitig an den kulturellen und religiösen Festen der anderen teilnahm.

Immer wieder tauchen Geschichten auf von Menschen, die sich gegenseitig schützten, versteckten oder bei der Flucht halfen. Geschichten von Soldaten, die absichtlich daneben schiessen oder solchen, die ihre Freispakete, die sie von ihren Müttern erhielten, mit den Soldaten der feindlichen Armee teilten und Geschichten davon, wie die Kämpfenden zwischen den Schiesseinsätzen gemeinsam darüber diskutierten, welches Land die schönsten Frauen hat.

Georgi Vanyan bemüht sich immer wieder eben solche Stimmen hörbar zu machen, was oft genug als Verrat am eigenen Land interpretiert wird. Vanyan erzählt mir von einer Umfrage, für die er beauftragt wurde, um herauszufinden, ob die Bevölkerung friedensgewillt sei und bereit, die Grenzen zu öffnen. Das Resultat der Tausenden von Befragten stand eindeutig auf Ja. Dies habe dem Auftraggeber, eine internationale Nicht-Regierungs-Organisation, vermutlich auch unter Druck der armenischen Regierung, nicht gefallen. Die Finanzierung sei zurückgezogen und die Publikation verhindert worden.

Die Bevölkerung müsse man nicht auf den Frieden vorbereiten, ist Vanyan überzeugt. Die Bevölkerung kann am Frieden nur gewinnen. Wenn man jemanden auf den Frieden vorbereiten müsse, dann nur diejenigen, die vom Krieg profitieren.

Anfangs 2021, nur wenige Wochen nach der Unterzeichnung des Waffenstillstandsabkommens, verfasste Georgi Vanyan mit einem aserbaidshansischen Kollegen einen erneuten Brief an die Regierungen. Darin fordern sie, die Grenzen endlich zu öffnen. "Sie hatten 30 Jahre, um uns auf diese Öffnung vorzubereiten", erklärt Georgi Vanyan "und nichts ist passiert. 98% der Bevölkerung sind bereit für die Öffnung. Ich bin nicht marginal, die Kriegsbefürworter sind marginal."

"Eine gewalttätige Provokation wäre aber dennoch nicht unwahrscheinlich, auch wenn nur 2% gegen die Öffnung sind. Das wäre verheerend für die Beziehungen", gebe ich zu bedenken.

"Ja gut, aber die geschlossenen Grenzen, haben sie uns Sicherheit gebracht? Nein, haben sie nicht. Sie haben einen verheerenden Krieg nicht verhindern können. Noch wenn es Zwischenfälle gäbe nach der Öffnung der Grenze, wären nie so viele Menschen davon betroffen, wie vom letzten Krieg oder einem erneuten Krieg. Offene Grenzen bringen der Region mehr Sicherheit als jede geschlossene Grenze und als jeder weitere Krieg."

Rückkehr in die Kindheit

Auf der Weiterfahrt ist Georgi Vanyan versunken in die Erinnerung seiner persönlichen Rückkehr in das Dorf, wo er die ersten Jahre seiner Kindheit bei seinen Grosseltern verbracht hatte. Ein Dorf in

Aserbaidshon, das wie viele andere der ethnischen Säuberung zu Opfer fiel, wodurch die ethnisch armenische Bevölkerung in den 80er und 90er Jahren in die Flucht getrieben wurden. 2018 war Vanyans Einreise möglich geworden durch die Hilfe von Freunden in Aserbaidshon. Ein sehr emotionaler Moment, wie er sich erinnert, das Dorf seiner Kindheit wiederzusehen nach 30 Jahren der Entbehrung. Das Wohnhaus war zwar nicht mehr da, aber das Nachbarhaus, in dem er als Kind oft gespielt hatte, war noch intakt. Die heutigen Bewohner, die das Haus nach der Vertreibung der Armenier übernahmen, begrüßten ihn verständnisvoll, geradezu herzlich. Viele wissen selbst nur zu gut, was es bedeutet, wenn einem seine Heimat, sein Haus der Kindheit entrissen wurde.

Damals, als die Panzer schon im Dorf standen, hätten die Bewohner hinter dem Rücken der Soldaten den Armeniern bei der Flucht geholfen. So sei zum Beispiel ein Cousin von seinem Freund gedeckt worden. Die beiden machten danach noch lange Zeit gemeinsam Musik, in Russland, wenn ich das richtig in Erinnerung habe.

Diese Zeit bei den Grosseltern in den 1960er Jahren gehört zu seinen warmen Erinnerungen. Er spricht voller Liebe von diesen beiden Menschen, die für ihn den Raum schufen, in dem er sich selbst sein konnte. Ein Raum frei von Vorschriften und Erwartungen und frei von den Zwängen der Gesellschaft.

Einmal, so erzählt er verschmitzt, er war erst fünf Jahre alt, wollte er nach Moskau. Er hatte gehört, dass es hinter dem Wald sei. Im Wald traf er auf einen taubstummen Einsiedler, der ihn aufnahm und ihm zu essen gab. Er blieb "sicher zwei Monate" bei ihm, bis man ihn fand. Der Grossvater habe ihn ohne jede Schelte in die Arme geschlossen. Die Grossmutter meinte nur: "Wenn du das nächste Mal nach

Moskau willst, frag doch Grosspapa, er zeigt dir dann, wie du am schnellsten hinkommst."

Das also waren Georgi Vanyans Vorbilder, so wie er sich heute an sie erinnert. Sie waren die ersten und nächsten Menschen seiner Welt, während das System um ihn herum von Vorschriften, was man zu tun und was man zu denken hat, beherrscht wurde. Ein System, welches das Gefühl förderte, nichts zu wissen, nichts bewirken zu können und auch für nichts verantwortlich zu sein.

Wann immer etwas schief läuft auf unserer Reise, sagt Vanyan mit abwehrender Geste "Я не виноват!!" (Ich bin unschuldig!!). Wenn er etwas nicht versteht, das ich zu erklären versuche, antwortet er todernt: "Я не понимаю, но я согласен." (Ich verstehe es nicht, aber bin einverstanden damit). Sätze, mit denen er die Mentalität des Homo Sowjeticus beschreibt und mit denen er viele der Missstände, die Armenien noch heute heimsuchen, erklärt. Eine mangelnde Selbstverantwortung, eine mangelnde Distanzierung vom grossen Bruder Russland, ein mangelndes Vertrauen in die eigene Wirksamkeit. "Vieles hat sich geändert, aber nichts hat sich verändert" seit dem Zusammenbruch der UDSSR vor 30 Jahren."

Klosterscheu

Georgi Vanyan wartet im Schatten eines Baums, bis ich auch die letzte Säule und den letzten Lichtpegel fotografiert habe. Er besucht die unzähligen Kirchen, mit denen Armenien übersät ist, jeweils in knapp zwei Minuten und vergisst deren Namen wieder, kaum haben wir sie verlassen. Während er zu allerdenklichen Themen wie ein wandelndes Lexikon spricht, fällt ihm zu Kirchen nichts, bis gar nichts ein.

Den Kopf im Nacken schaue ich zu den himmelhohen Steinbögen des jahrhundertealten Klosters.

"Kirchen scheinen nicht so Ihr Ding zu sein?"
"Gegen die Hitze gar nicht übel."

"Und sonst?"

"Erwarten Sie von mir, dass ich an eine Kirche glaube, deren Vertreter im Priestergewand und Kalaschnikow im Arm unsere Jugend dazu aufruft, sich in einem aussichtslosen Krieg für den Stolz des Landes, oder der Kirche, man weiss es nicht so genau, töten zu lassen?"

Ich erinnere mich an das Gespräch in Schurnuch mit einem Einwohner der mit traurigem Blick zum wenige Meter entfernten Aserbajdschan hinüber schaute und meinte, dass sämtliche Gebiete, wo armenische Kirchen stehen zu Armenien gehören und deshalb zurückerobert werden müssten. "Da hilft der Krieg überhaupt nicht weiter, mein Lieber", hatte Vanyan erwidert. Wenn jemand seine Kirchen besuchen wolle, müsse man nicht das Land erobern, sondern, endlich, die Grenzen öffnen, versucht er sein Gegenüber zu überzeugen. "Unser Land ist praktisch unbesiedelt, wir brauchen nicht mehr Land, wir brauchen mehr Frieden." Mit dieser Logik macht sich Vanyan nicht viele Freunde.

Kulturrausch – Tbilissi

In Tbilissi, der Hauptstadt Georgiens, wirkt Georgi Vanyan um zwanzig Jahre jünger und zieht mit beschwingtem Schritt durch die

Strassen. Er schlendert durch die Stadt, erzählt wie ein Stadtführer, vermischt historische mit persönlichen Anekdoten und schichtet die Jahrzehnte leichthändig übereinander. Die besten Theaterstücke, die wichtigsten Regisseure, die hübschesten Frauen, die grössten Erfolge, die Bars, wo man auch ohne Geld zu einem Bier kam und die Hintereingänge, wo man sich zum Rauchen versteckte. Am Freitagabend im Nachtzug von Jerewan nach Tbilissi, zwei Tage Theaterrausch mit Workshops bei den Stars der Theaterszene, Theaterproben, Vorstellungen und Künstlergespräche und am Sonntag wieder zurück an die Arbeit und ins Studium.

In meiner Erinnerung ist Tbilissi wie eine Atempause. Georgiens Hauptstadt erstrahlt lebendig, stolz und farbenreich und sprudelt voller Geschichten.

Zum Theater kam Georgi Vanyan so unverhofft wie zur Friedensarbeit. Er zeigt auf ein weiteres Theatergebäude, mindestens das zehnte, ich habe den Überblick verloren, während er eine weitere schillernde Geschichte aus seinem Leben erzählt. Ein Freund, so wie ich verstand ein Kumpel aus der Armee, schleppte ihn mit in eine Vorstellung. Als er das Licht und die Bühne sah, erkannte er: "Mein ganzes Leben hatte ich genau dies gesucht". Hingerissen von seiner ersten Begegnung mit dem Theater, stand er am nächsten Tag schon wieder vor der Kasse und prügelte sich um eine letzte Eintrittskarte. Als der Regisseur davon erfuhr, zitierte er ihn zu sich und gab dem fürs Theater entflammten jungen Mann ohne Geld oder Eltern mit entsprechenden Beziehungen einen Freipass für sämtliche Vorstellungen. Es folgte die Ausbildung zum Theaterregisseur, Rollen im Theater und im Film.

Wir sitzen auf dem Balkon mit Blick auf den Innenhof. Wir beobachten eine Schildkröten-Familie, wie sie sich langsam über Steinchen und Ästchen Richtung Salatblatt bewegt. "Genau wie ich", kommentiert Vanyan. Früher sei er immer gerannt und hätte sich geärgert, schlafen zu müssen. Heute habe er den Eindruck, dass man weiter komme, wenn man langsam geht.

Ob in der Schule, in der Politik oder in der Friedensarbeit, die Kultur kehrte immer wieder zu ihm zurück. Er gab eine Kultur-Zeitschrift heraus, er brachte die Theaterarbeit in die Schulen, organisierte ein inter-ethnisches Jazz-Festival, Tage der aserbajdschanischen Kultur, das Festival des türkischen Films, das südkaukasische Filmfestival der Menschenrechte und vieles mehr. Jedoch je mehr Erfolg er mit seinem Programm hatte, desto grösser wurden die Schwierigkeiten. Die Beliebtheit seines Programms, so ist Vanyan überzeugt, waren für die Behörden zu deutlicher Ausdruck davon, dass Armenier sich sehr wohl für die Kultur der andern und für grenzüberschreitende Aktivitäten interessierten und dass sie das vom Staat aufwändig konstruierte Feindbild, das für die Aufrechterhaltung des Konfliktes notwendig war, durchschauten. Mehr und mehr wurden Schutzgelder gefordert und Materialien verschwanden. Mal gibt's keinen Strom im Viertel, wo das Festival stattfinden soll, mal werden die internationalen Regisseure am Flughafen blockiert. Immer häufiger heisst es kurz vor Veranstaltung, der Kinosaal sei nun doch schon besetzt. Immer enger wurde der Bewegungsraum. Der Dolchstoss aber war Tekali.

Der Berührungspunkt – Tekali

Wir holpern durch die staubige Landschaft, zu beiden Seiten Felder, Häuser und karge Hügel. Es ist kaum ein Unterschied zu Armenien

zu erkennen. Doch obwohl uns nur wenige Kilometer von Armenien trennen, ist hier auf georgischem Boden plötzlich möglich, was drüben undenkbar ist: Viele Dörfer sind multi-ethnisch. Ethnische Aserbajdschaner, Armenier und Georgier leben weitgehend friedlich zusammen.

Dass dies auch in Armenien und Aserbajdschan ginge ist Vanyan überzeugt. Austausch bringt Sicherheit. Deshalb Tekali, deshalb sind wir hier, deshalb in Georgien, wo die Staatsbürger beider Länder sich frei bewegen können.

Wir fahren in der brütenden Hitze wie immer ohne Klimaanlage, da diese schon lange kaputt ist und das Geld nicht reicht, um sie zu reparieren. Vorbei am Schild Tekali auf dem ein Buchstabe fehlt. "Willkommen im Brüssel des Kaukasus!", ruft Vanyan heiter, während er eine Vollbremse reisst und eine Gänsefamilie über die Strasse lässt. Wir sind angekommen im Herzstück von seiner Arbeit. Tekali, das Dorf, wo der Tekalinski Prozess entstand. Ein Denk- und Kulturfestival, das sich zum Ziel setzte, Begegnungen und Diskussionen zwischen Menschen stattfinden zu lassen, die durch die Grenzen getrennt leben und die gemeinsam an einer friedlichen Lösung der Konflikte im Kaukasus arbeiten wollen.

Die Region ist arm, sie würden von der georgischen Zentralregierung vernachlässigt, sagen die Einwohner. Das Geld aus der Hauptstadt komme selten bei ihnen an. Strassen und Wasserleitungen werden nicht erneuert. Wir sitzen im kühlen Innenraum von Muschwigs hellrosa gestrichenen Haus. Im Vorhof ein paar Hühner, ein paar Hunde, dahinter ein Gemüsegarten und irgendwo muss noch etwas Acker sein. Muschwig Namasow ist Bauer, war Bauer, bevor er vor acht Jahren ins Gefängnis kam. Als Hauptanklage wird sein "nicht-

kooperatives Verhalten mit den Sicherheitsbeamten" angegeben. Muschwig war der lokale Koordinator von Vanyans "Kaukasischen Zentrum für Friedensinitiativen" und wie Vanyan sagt, ein Mann des Friedens, die Herzfigur des Tekalinski Prozesses. Er und seine Familie hatten von Anfang an trotz der eigenen prekären Verhältnisse ihr Haus und ihren Innenhof für die Treffen zur Verfügung gestellt. Und als anstelle der 30 angemeldeten über 200 Teilnehmer eintrafen, haben sich die Namasows daran gemacht, das ganze Dorf zu gewinnen, um gemeinsam die Gäste zu beherbergen und zu verköstigen. Nicht zuletzt hat die Familie der Organisation ein vier Hektar grosses Stück Land geschenkt, auf dem sie das stetig wachsende Treffen organisieren konnten.

Es gab ein offenes Mikrofon, ein künstlerisches Programm, heftige Diskussionen und hohe Emotionen. Menschen, die auf beiden Seiten der Grenze zum Hassen der anderen erzogen worden waren begegneten sich zum ersten Mal. Sie kamen aus allen Regionen, gehörten allen Berufsgruppen an und vertraten alle Generationen. Allen gemeinsam war, dass sie getrieben wurden vom Wunsch, dass es eine gewaltfreie Lösung für die Region braucht, vom Wunsch nach einem friedlichen Zusammenleben mit den Nachbarn.

"Es war ein Grassroots-Projekt", betont Vanyan, von unten gewachsen, keine gediegenen Lobbyräume in teuren Hotels gesponsert von internationalen Organisationen. Arbeit, Lokalitäten, Verpflegung alles kam von der Community für die Communities. Im Tekalinski Prozess sah er einen lokalen, von der Bevölkerung getragenen Friedensprozess, parallel zu den Gesprächen der Minsker Gruppe der OSZE, die auf der hochrangigen Ebene geführt wurden.

In den Videos von damals sieht man konzentrierte Diskussionen gemischt mit entspannter Lagerfeuerstimmung. Am Tekali-Mic tragen junge Erwachsene der beiden Länder ihre Ideen vor, wie sie die Zukunft der Region sehen.

Während die Arbeit die ersten beiden Jahre geduldet wurde, wurde der Druck schon bald spürbar, die Luft enger, Drohungen häufiger, beschreibt Georgi Vanyan jene Zeit. In den armenischen Medien sei das Gerüchte verbreitet worden, Tekali werde zur Rekrutierung von Spionen genutzt, die dann gegen Armenien arbeiten würden. Immer deutlicher wurden die Diskreditierungen von Georgi Vanyan und weiteren Unterstützern des Projektes.

Ein teures Geschenk

Die Räume sind gross und leer, Besitz scheint es kaum zu geben. Zum Mittagessen gibt es Poulet, Tomaten, Gurken, Fladenbrot und dazu Wasser. Alles wird aufgebaut auf dem langen Tisch, der sichtbar für eine grosse Familie konzipiert war. Eine Familie, die mit dem Zerfall kämpft. Die Frauen machen – vermutlich für mich – eine Ausnahme und setzen sich zu uns an den Tisch, was sie eigentlich nach muslimischem Brauch nicht tun würden. Neben mir sitzt der eine Sohn von Muschwig, er wurde soeben aus dem Gefängnis entlassen. Warum er dort war, wird nicht so klar. Er beschreibt eine völlig willkürliche Festnahme, die vermutlich mehr mit der Tatsache zu tun hat, dass er Muschwigs Sohn ist, als mit seinem eigenen Handeln. Zwei lange Jahre, in denen er die Schweine um ihre Nahrung beneidete. Es gäbe da so ein Geschäft, dass die Gefängnisse die ihnen zugeteilte Nahrung anstatt an die Insassen an Schweine verfüttern, die sie wiederum teuer verkaufen. Während er sinnlos und physisch und psychisch an den Rand gedrängt in seiner Zelle ausharrte,

versuchten zu Hause der verbliebene Bruder, die beiden Ehefrauen der Brüder und die Grossmutter den Hof zu halten.

Die zierliche, kleine Grossmutter war an jenem verhängnisvollen Tag vor acht Jahren so zusammengeschlagen worden, dass sie ins Spital musste und ihr Blutdruck sich über Wochen nicht mehr stabilisieren wollte. Eine Gruppe von nicht erkennbaren Personen hätte das Haus gestürmt, Muschwig und sein Familie beleidigt, Gegenstände um sich geschleudert und auf die Bewohner eingeschlagen. Muschwig wurde festgenommen. Für die Familie ist klar, dass die Festnahme mit dem Tekalinski Prozess in Verbindung steht.

Vanyan erzählt, dass 2012 bis 2016 der Höhepunkt der Hetze gegen ihn folgt, darunter die Gründung des Verfolgungskomitee im Dorf und die öffentlichen Aufrufe zu seiner Tötung. Auf Facebook kursierte sein Bild mit einem Schiesskreuz drauf und es kam zu Angriffen auf offener Strasse. Die Finanzierung für sämtliche Projekte wurde eingestellt. Die Gönner sprangen ab. Georgi Vanyan wurde zum Sinnbild eines Landesverrätters, hochgespielt zum Lernstück für die armenische Bevölkerung, wie mit denen umgegangen wird, die sich dem Krieg entgegenstellen.

Die kleine, alte Frau, die hinter dem langen Tisch verschwindet wie ein Kind, hat Georgi Vanyan ins Herz geschlossen. Er sei wie ein Sohn für sie, sagt die Frau, die die letzten beiden Jahre ihren Enkel und die letzten acht Jahre ihren Sohn entbehren musste. Für die Familie ist klar, dass sie den Tekalinski Prozess sofort wieder unterstützen würden. Auch wenn die Ausgangslage heute nach dem Krieg von 2020 endlos viel schwieriger sein dürfte.

Die Inhaftierung Muschwigs lastet schwer auf Vanyan. Die Kriegsmaschinerie, der er sich widersetzt, greift ihn da an, wo es ihn am meisten schmerzt. Die Waffen gegen ihn sind scharf, langatmig und erbarmungslos. Sein beschwerliches Leben habe er selbst gewählt, er sehe sich nicht als Opfer. Aber zu wissen, dass Menschen für den Kontakt mit ihm in Bedrängnis geraten, sei unerträglich. Kaum jemand in Armenien kann es sich leisten, öffentlich zu ihm zu halten. Er wurde zum Einsiedler und zum Einzelkämpfer.

Undefiniert

Unterwegs im Dorf werden wir von Nachbarn angesprochen. Sie alle kennen Georgi Vanyan, halten an, wollen wissen, wie es ihm gehe und wann der Tekalinski Prozess zurückkomme. Andere fragen ihn, ob er etwas für die Bewässerung tun könne, der Kohl verdorre auf den Feldern. Die Menschen schätzen ihn und setzen grosse Hoffnungen auf ihn. Menschen, die daran glauben, dass er etwas bewirken kann. Wenn nicht er, wer dann.

"Ich erhalte regelmässig Nachrichten von Armeniern und Aserbaischanern, in denen ich gebeten werde, die Grenze zu öffnen zwischen den beiden Ländern". Vanyan schaut zu mir herüber. Wir gleiten auf einer fadengeraden Autobahn durch die Abendsonne. "Ernsthaft!" Wir lachen. Vielleicht, weil wir die düstere Geschichte der Namasows abschütteln wollen, vielleicht weil wir uns beide nichts sehnlicher wünschen, als genau diese Fähigkeit zu haben.

Vanyan reisst einen Stopp mitten auf der Strasse. "Genau hier hat mir mal ein Aserbaischaner das Auto repariert, ich war völlig aufgeschmissen, ich kenne mich doch mit so Auto-Zeugs nicht aus". Ein guter Ort, um eine weitere der zahllosen Zigaretten zu rauchen.

"Diese Grenzen – sie sind eine pure Fantasie unserer Regierungen. In Wirklichkeit gibt es sie nicht." Georgi Vanyan blinzelt gegen Süden, wo Georgien an Armenien und Aserbajdschan grenzt. In der knallig orangen Landschaft verschmelzen Sonne und Hügel. "Wie lange kann man sein Volk an der Nase herumführen?" "Solange wir Angst haben", antwortet er sich dann selbst.

Er ruft ein Treffen mit einer Historikerin in Erinnerung. Wir hatten unter einem offenbar siebenhundertjährigen Baum gegessen neben den frischen Gräbern der gefallenen Männer aus dem Dorf. Die junge Frau war uns aufgefallen, weil sie sich als eine der wenigen auf Facebook immer wieder kritisch über den Krieg geäußert hatte.

"Das Trauma unseres Landes ist die undefinierte und der grösste Fehler, dass Frieden mit Verrat gleichgesetzt wird. Hier haben die Leute mehr Angst, als Verräter dazustehen als sie Angst haben vor dem Krieg. Das hat uns ins Verderben gestürzt und wird es wieder tun."

Doch daran etwas ändern zu wollen, sei schwierig. Nur schon wegen einiger Kriegs-kritischer Facebook-Posts hätten Freunde den Kontakt mit ihr abgebrochen. Andere hätten sie verflucht.

"Sie ist so jung und hat doch alles so genau auf den Punkt gebracht, was mich seit Jahrzehnten umtreibt", erinnert sich Vanyan an das Gespräch.

"Hauptsache, dranbleiben." Georgi Vanyan glaubt nach wie vor an den Menschen, er glaubt an das Gute im Menschen. Während ich in der Vergangenheit hängenbleibe, ist er bereits in der Zukunft. Er ist

getrieben vom Wunsch, den Tekalinski Prozess neu anzufachen. Eigentlich träumt er ja viel grösser: Er möchte hier im "Zentrum vom Kaukasus" ein soziales Unternehmen, eine social entreprise, aufbauen. Er stellt sich eine Sonderzone vor, in der Bürger aus Aserbajdschan, Armenien und Georgien einreisen und auf einem gemeinsamen Grossbauernhof arbeiten würden. Die landwirtschaftlichen Produkte würden ins Ausland verkauft und ein Prozentsatz aus dem Gewinn für die Friedensförderung in der Region, insbesondere für die Durchführung des Tekalinski Prozesses, eingesetzt. Ein Friedensprozent. Georgi Vanyans Augen glänzen. "Wir sind fast so weit", beteuert Vanyan, obwohl es ausser seinem Optimismus keine Anzeichen gibt, dass sich hier bald etwas ändern wird.

Der Unnahbare

Ich will den Ort finden, wo das Bild entstanden ist. Das Bild, das als Hintergrund eingepflanzt wurde bei den Fotos der gefallenen Soldaten im Krieg 2020. Darauf sieht man den Ararat und das davor liegende Kloster Chor Wirap. Für nicht-kaukasische Augen eine Verwirrung, denn um den Ararat ging es in diesem Krieg nicht oder eben nur symbolisch. Das umkämpfte Gebiet Bergkarabach liegt östlich von Armenien auf dem Gebiet Aserbajdschans und der Ararat westlich auf dem Boden der Türkei.

Timing ist nicht unsere Stärke, das haben wir schon früh festgestellt. Es ist schon der letzte Tag meines Aufenthalts und unserer zweiwöchigen Reise durch Armenien und Georgi Vanyans Leben. Er rast wie besessen durch die armenischen Berge, um mir den Ararat noch vor Sonnenuntergang zu zeigen. Ich lache ihn aus: "Wie Sie diesem Ararat nachrasen, wie ein richtiger Nationalist!" "Sie

verwechseln etwas, das ist Gastfreundschaft nicht Nationalismus", ruft er kaukasisch theatralisch. "Wenn nur diese Scheissberge nicht wären!" Wir lachen beide. Ja, wenn nur diese Berge oder die Kriege um die Berge nicht wären.

Plötzlich sind sie da. Die beiden Gipfel des Ararats, abgebildet auf jedem zweiten armenischen Souvenir, liegen strahlend weiss vor uns, ragen aus der Ebene und kratzen bei 5137 Höhenmetern an den kitschig rosafarbenen Wolken. Hier also soll die Arche Noah gestrandet und die älteste christliche Nation entstanden sein. Die Ebene ist wie leergefegt. Der Ararat scheint wie ein riesen Magnet alles an sich zu ziehen, sogar den Himmel. Er liegt vor uns, bestechend in seiner ganzen Eleganz und Imposanz. In seiner ganzen Unvergänglichkeit, wie das mit ihm verbundene Leid; in seiner Unbeweglichkeit, wie der Konflikt, der so bleiern auf dem Land liegt. Er liegt da, so nah und doch so fern wie der Ausweg aus den Feindlichkeiten, welche die Länder umkrallen. Die Grenze gegossen aus der Unversöhnlichkeit der Staaten ist unsichtbar und doch unüberquerbar. Würde Frieden herrschen, wäre der Traumberg der Armenier in einem Katzensprung zu erreichen.

Die beiden Gipfel versinken im Dunkel der Nacht. Mit ihnen der Sehnsuchtspunkt eines Volkes. Ein Sehnsuchtspunkt, der so viele Menschenleben mit sich reisst und unermessliches Leid bei den Angehörigen und eine in sich erstarrte Nation hinter sich lässt.

Ich bin froh, dass er weg ist. "Wir haben's geschafft", schnauft auch Georgi Vanyan als wir vom Kloster runter klettern, sichtlich erleichtert, entweder darüber, dass wir ihn gesehen oder darüber, dass wir ihn nicht mehr sehen. Wie wir Richtung Flughafen durch die gespenstische Nacht reisen, kriege ich das Gefühl, dass gleich alles

wieder von vorne los geht. Ich sehe mich aus dem Flughafen kommen, 4 Uhr morgens, auf der Suche nach einer Fahrgelegenheit in die Innenstadt. Das Land scheint mich schon in sein Perpetuum Mobile eingesponnen zu haben, wo die Zeit beständig läuft und sich doch nichts fortbewegt. Ich komme nie wieder los von hier.

Im Schwimmbad - Nachwort

Ich bin schon mehrere Monate wieder zu Hause, als mich plötzlich die Nachricht erreicht, Georgi Vanyan sei verstorben, krankheitshalber offenbar. So unverhofft wie er vor einem Jahr über einen zufälligen Artikel in meinem Leben aufgetaucht ist, so plötzlich ist er wieder verschwunden. So vieles, das er grosszügig und geduldig mit mir geteilt hatte, über sein Land, seine Ansichten und seinen Kampf um einen kleinen Flecken mehr Frieden. So vieles, das noch ungefragt oder unbeantwortet im Raum zwischen uns hängenblieb. Sein Leben kam mir zuvor und beendete seine Geschichte.

Ich schaue das Interview, das der aserbaidische Menschenrechtsaktivist Emin Milli mit Georgi Vanyan kurz vor seinem Tod und ohne diesen ahnend gemacht hatte. Auf die Frage, was es denn brauche für die Lösung des Konflikts, antwortet Georgi Vanyan, wie so oft mit einem Witz, einem sowjetischen Witz. "Ein Psychiatrieinsasse meldet sich bei seinen Angehörigen in einem Brief: Alles gut hier, wir dürfen bereits Sport machen. Unser Trainer hat versprochen, dass sie, sobald wir gut genug schwimmen können, auch Wasser ins Becken giessen werden." Also, was es braucht? Gebt den Menschen Wasser und sie werden schwimmen.

Und es brauche Geschichten darüber, dass Armenier und Aserbeidschaner zusammenleben können. "Wissen Sie, in unserem verdammtten Konflikt gibt es viel mehr Taten der Menschlichkeit als Verbrechen gegen die Menschheit". "Und - nicht aufgeben, dann kommt alles gut." Mit diesen Worten in seinem letzten Video-Interview verabschiedet sich Georgi Vanyan von der Welt, noch ohne zu wissen, dass dies seine letzte Möglichkeit war, sich der Welt mitzuteilen. Eine Welt, die ihm von vielen

Seite mit Hass, Verabscheuung und Gewalt entgegengetreten war, Jahrzehnte lang, und die ihm fast alles nahm ausser einem Handy, einem Ipad, einem Auto und einem Haus in einer Region, in der niemand leben will. Eine Welt, die er immer wieder geliebt, an die er geglaubt und sich für sie eingesetzt hat, trotz allem.